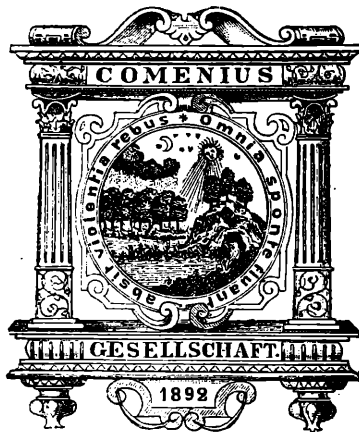


Monatsschriften der C. G. XV. Band. Heft I.

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Fünfzehnter Jahrgang.
1906
Erstes Heft.

Berlin 1906.
Weidmannsche Buchhandlung.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post jährlich 10 Mark.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Prof. Dr. Rudolf Meyer-Krämer , Berlin, Apollonius von Tyana. Der Magus aus Osten	1
Ludwig Keller , Der deutsche Humanismus im Kampf um die Weltanschauung	41
Prof. Gustav Köhler , Oberlehrer in Straßburg i. Els., „Wege nach Weimar“	44
Ludwig Keller , Goethe und die Königliche Kunst	48
Herder über Franklin	50
Zur Erinnerung an Mozart , Zum 150 jährigen Geburtstage am 27. Jan. 1906	50
Besprechungen und Anzeigen	52
<small>Ludwig Klapp, Jesus als Führer moderner Menschen (G. A.). — Friedrich Thudichum, Gegen Orden und Klöster (G. A.). — Dietrich Bischoff, Die Logenarbeit und das Reich Gottes (G. A.). — Raoul Richter, Friedrich Nietzsche (G. A.)</small>	
Bemerkungen und Streiflichter	56
<small>Zur Erinnerung an Benjamin Franklin. — Besprechungen und Anzeigen der Veröffentlichungen der C. G. — Apollonius von Tyana. — Der Name Rosarium als Deckname im Sinn von Latomium, Heroon, Loggia. — Maurerische Ausdrücke in den Schriften des Comenius. — Friedrich der Große und die akademischen Logen zu Jena. — Maßregelungen der akademischen Orden in Jena. — Herder über die „pythagoräischen Schulen“ an den Universitäten. — „Geheime Gemeinden“ in Deutschland. — Die Gesellschaft „Zur Harmonie“ in Frankfurt a. M. — Die deutschen Rednergeseellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. — Der mechanische Begriff vom Staate und die organische Idee der Nation.</small>	

Ziele und Aufgaben der Comenius-Gesellschaft.

Die C. G. hat den Zweck, die Entwicklung der religiös-philosophischen Weltanschauung der abendländischen Völker zu erforschen und damit die Geistesgeschichte zum Range eines selbständigen Wissensgebietes zu erheben.

Die C. G. beabsichtigt insbesondere, die Weltanschauung und die Grundsätze des Comenius und der comenianischen Geistesrichtung, d. h. die Grundsätze der Humanität und des Humanismus und die Geschichte der Kultgesellschaften, die deren Träger waren und sind, wissenschaftlich zu untersuchen und klarzustellen.

Die C. G. hat sich die Aufgabe gestellt, in diesem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken und zugleich eine Wissenschaft der Volkserziehung (Sozial-Pädagogik) als selbständigen Wissenszweig zu begründen.

Jahresbeiträge gehen an das Bankhaus **Molenaar & Co., Berlin C., St. Wolfgangstrasse.**

Die **Austrittserklärung** muß drei Monate vor Schluß des Kalenderjahrs erfolgen widrigenfalls der Beitrag noch für das folgende Jahr fällig bleibt (§ 4 d. Satzungen).

Satzungen, Werbeschriften und Probehefte versendet auf Anfordern die **Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berlinerstrasse 22.**

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Schriftleitung:

Dr. Ludwig Keller

Berlin - Charlottenburg

Berlinerstrasse 22.



Verlag:

Weidmannsche Buchhandlung

Berlin S.W.

Zimmerstrasse 94.

Die Monatshefte der C. G. erscheinen im Januar, März, Mai, Septbr. und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10,—. Einzelne Hefte M. 2,—. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Apollonius von Tyana.

Der Magus aus Osten.

Von

Prof. Dr. Rudolf Meyer-Krämer in Berlin.

Im Jahre 1502 ließ die Druckerei des Aldus Manutius in Venedig ein Buch des Altertums erscheinen, das ungewöhnlich gefährlich aussah; hielt es doch der Genannte für nötig, in einem Begleitwort dem Leser zu sagen, daß dieser Schrift zugleich die antike Antwort habe mit auf den Weg gegeben werden müssen, damit „dem Gift“ das Gegenmittel wehre. Jenes Buch, das so aus fast tausendjährigem Winterschlaf der Vergessenheit geweckt wurde, hieß „Zur Geschichte des Apollonius von Tyana“; und in der Tat, es war wohl geeignet, für die Entwicklung der religiös-philosophischen Weltanschauung der abendländischen Menschheit ein eigentümliches Ingrediens abzugeben. Der Humanismus, der alte wie der neue, ist denn auch keineswegs achtlos daran vorübergegangen, und für eine vergleichende Religionsforschung auch unsrer Tage hat es eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wenn trotzdem der Name seines Helden zur Zeit — unverdientermaßen — einer fast verklungenen Mär angehört, nun so bietet die Gegenwart, die ja im Zeichen des wachsenden Völkerverkehrs steht, vielleicht bald genug eine äußerliche Anregung, sich des Mannes und seiner liebevoll begeisterten Wirksamkeit wiederzuerinnern: wenn erst die stillwachsende Linie der Anatolischen Bahn bis nach dem alten Kappadokien weitergediehen sein wird, von Ikonium oder Ankyra aus,

so mag eine Station Tyana nicht bloß das schulmäßige Gedächtnis an Xenophons und Alexanders Züge wecken; im Durcheilen des Landes mag auch vor der Seele des sinnenden Kenners das Bild auferstehen von dem Manne, der vor mehr als 1800 Jahren der größte seiner Söhne war.

Denn ganz vergessen worden ist seine auffallende Erscheinung nie; immer wieder, bis in die neueste Zeit, hat sie ihre magnetische Wirkung geübt, und eine reiche Literatur von Nachrichten, Legenden und Meinungen über den Rätselhaften liegt vor: eine kaum unterbrochene Ueberlieferung, von Griechen und Römern über Syrer und Araber zur Renaissance und weiter herab, redet von ihm mit lauter Begeisterung oder scheuer Bewunderung, mit gehässiger Anklage oder verachtender Entrüstung. Als eine Probe des Schlimmsten sei das Urteil des Historikers Tillemont (Lenain) angeführt, der am Ausgang des 17. Jahrhunderts schrieb: der Teufel habe aus Furcht, sein Reich vernichtet zu sehen, fast gleichzeitig mit Jesu den Apollonios geboren werden lassen, um entweder den Irrtum durch die Wunder seiner Zauberei zu stützen oder, wenn ihre Falschheit an den Tag käme, dadurch auch die Wunder Christi in Mißkredit zu bringen. Aehnlich nennt ihn Bayles Wörterbuch 1741 „den Affen des Gottessohnes“. — Die hier beliebte Nebeneinanderstellung ist sehr alt und hat früh ihren bildmäßigen Ausdruck gefunden. Wenn wir hören, daß die gnostische Sekte der Karpokratianer etwa in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. C. in einem Tempel zu Korfu ein Porträt Jesu neben dem eines Orpheus, Pythagoras, Plato u. a. „Philosophen“ zu göttlicher Verehrung aufgestellt besaß, und wiederum, daß um 230 der Kaiser Alexander Severus in seiner Hauskapelle morgens vor den Bildern eines Apollonios und Christus, Abraham und Orpheus Gebet und Gottesdienst abhielt, so wissen wir natürlich nicht, inwieweit solche Konterfeis neben aller stilisierten Heiligkeit des Typus noch irgendwelche herübergeretteten Reste irgend einer wirklichen Lebensähnlichkeit zeigen mochten. Für die Züge Jesu jedenfalls schwankten die Kirchenväter noch auf lange hinaus zwischen der Vorstellung kümmerlicher Häßlichkeit und holdseliger Schönheit; die Darstellung des Apollonios dagegen ist verhältnismäßig früh, etwa um 200, zu einer festen Ueberlieferung gelangt, und ein glücklicher Zufall hat uns wenigstens einen schwachen Abglanz davon erhalten. Wir besitzen noch einen Kontorniat, eine große leidlich geprägte Bronzemedaille mit erhabenem Rande, — wie dergleichen wohl fabrikmäßig, als Reklamemittel oder Erinnerungszeichen in der späteren Kaiserzeit hergestellt wurde — deren Avers einen Olympischen Sieger auf dem Viergespann, mit der Palme ausgestattet, zeigt, während die Kehrseite (wie andere Exemplare etwa einen Homer, Pythagoras, Sokrates oder aber Terenz, Horaz u. a. landläufige Berühmtheiten) mit der Umschrift „Apollonius Teaneus“ das Brustbild eines älteren, bärtigen Mannes aufweist, in der Kutte des Philosophen,

des berufsmäßigen Denkers, voll unverkennbarer Hoheit und Würde, das Haupt lorbeerumkränzt, um den Opfrer oder den Propheten anzudeuten; die rechte Hand, auf der Brust liegend, faßt in den Bausch des Gewandes. Das Stück scheint in Nicäa, etwa unter Gallienus (also um 260) geschlagen zu sein. So also wird seine Büste auch in jener Kaiserkapelle gestanden, so ihn auch Kaiser Aurelianus anno 272 „in vielen Tempeln“ gesehen haben.

Der hierin angedeutete Wettbewerb um die Gunst der Großen wie der Masse läßt uns schon jetzt hineinblicken in ein heißes Ringen von Weltanschauungen, von dem unten noch die Rede sein soll — eine Geisterschlacht, deren Gefallene in nächtlichen Lüften noch weiter und weiter kämpfen.

Das Buch, das des Tyaneers Preis verkündet — Evangelium belieben es manche zu nennen — hat nicht nur seiner eigenen Zeit „das Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft“ gegeben; es hat nachfolgende Geschlechter bis in unsere Tage herab lebhaft beschäftigt. So ist z. B. der englische Deismus auch von ihm beeinflußt worden: eine Uebersetzung, die wohl auf Lord Herbert von Cherbury zurückgeht und der „natürlichen Venunftreligion“ dieses Denkers Vorschub zu leisten bestimmt war, die dann aber erst 1680 in London (zunächst nur in einem Bande, d. h. etwa einem Viertel des Ganzen) erschien, erregte unter der dortigen Geistlichkeit einen solchen Sturm der Empörung, daß 1693 die öffentliche Verdammung und Verbrennung erfolgte; der Herausgeber, Charles Blount, soll sich darüber zu Tode gegrämt haben. Die genannte Denkergruppe sah eben in der so gefährlichen Gleichstellung dieses vermeintlichen Heidenmessias einen zureichenden Grund, beiden Heilanden mit Zweifeln zu begegnen; so auch Voltaire, Le Grand d'Aussy, Castillon. Eine französische Uebersetzung des Apolloniosbuches nach Cherbury-Blount, aus der Feder Jean de Castillons, erschien 1774, dem Papste Clemens XIV. gewidmet, mit einem sarkastischen Vorwort, das (Philalèthe unterzeichnet) von keinem Geringeren als Friedrich dem Großen stammt und sich an der amtlichen Verlegenheit des Jesuitenverbanners zu weiden scheint. Auch der junge Leutnant Buonaparte, sagt man, hat einen Aufsatz über Apollonios geschrieben. Daß Goethe die Biographie unsres Helden gekannt, ist kaum zu bezweifeln; Wieland ist jedenfalls stark davon angeregt worden: er schuf 1796 daraus seine umfangreiche religionsphilosophische Dialogerzählung Agathodämon.

Eine erste wirklich wissenschaftliche Untersuchung des ganzen Problems führte 1832 der Tübinger Chr. Baur; seine Ergebnisse, die in gewissem Sinne schon zur Humanistenzeit der bekannte Abt Joh. Trithemius vorweggenommen hatte, blieben lange maßgebend. Der junge Jakob Burckhardt empfiehlt den griechischen Text 1843 in einem Briefe beiläufig seinem Freunde Gottfried Kinkel als „ein kurioses, tolles Buch.“ Seitdem haben Deutsche, Franzosen, Engländer, Dänen, Italiener abwechselnd auf diesem

Felde fortgearbeitet und mannigfaltige Früchte gezeitigt: nennt der eine den Apollonios einen précurseur de Swedenborg, so nimmt ihn der andere für den Spiritismus in Anspruch, und ein dritter sieht in ihm getrost den Messias der Zukunft — sagen wir, „des dritten Reiches“.

Wer also war, was war diese ungewöhnliche, überragende Persönlichkeit? Ein Priester und ein Denker, ein Weiser und Götterfreund, ein Heiliger und Wundertäter, ein Mittler zwischen Erde und Himmel, kurz, der Rival oder gar Besieger Christi — so sagen die einen; ein Zauberer und Betrüger, ein Goethescher Großkophta, ein Schillerscher Geisterseher, ein Bulwerscher Zaroni — die andern. Versuchen wir es, zwischen scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen hindurch den Weg historischer Erkenntnis zu finden!

Die recht reichliche Ueberlieferung, die der Hauptmasse nach griechisch und im wesentlichen zwischen etwa 50 und 225 n. Chr. verfaßt ist, läßt sich in drei Gruppen gliedern. Wir besitzen erstens einiges Schriftliche, das von dem Tyaneer selbst herrühren soll, sodann die deutlichen Spuren volksmäßiger Legende über ihn und endlich ausführliches biographisches Material von gelehrtem, tendenziösem Gepräge.

Von seinen Werken werden „neben manchen andren“¹⁾ insbesondere fünf Büchertitel aufgeführt:

1. ein „Vermächtnis“ oder Testament, in ionischer Mundart, „aus dem man ersieht, wie er den Denkerberuf als einen göttlichen ansah“,
2. „Orakelworte,“ vermutlich identisch mit einer „Weissagung aus den Sternen“ (4 Bücher),
3. ein „Leben des Pythagoras“, seines irdischen Meisters und Vorbildes,
4. „Sprüche der Weihe“ d. i. Belehrungen über Opfer,
5. Briefe, d. h. gegen 200 meist kurze, sententiöse Billets an die verschiedensten Empfänger.

Von diesen fünf Werken müssen wohl die ersten zwei leider als verschollen gelten. Von dem dritten ließen sich vielleicht einige Trümmer bei späteren Benutzern zusammenfinden, ohne jedoch gegen den Verdacht der Ueuechtheit völlig geschützt zu sein.

Dagegen erscheinen Zweifel an der Echtheit der zwei letzten Schriften nicht ausreichend begründet. Und so sei denn hier zur Einführung des Mannes eine Stelle aus den Weihegesprächen über Opferwesen ausgehoben, — die einzige, die uns daraus im Wortlaut durch Zitat erhalten ist. „Dann erst wird man, meine ich, den rechten sorglichen Dienst der Gottheit erweisen und sie

¹⁾ z. B. einem begeisterten „Preise der Μνημοσύνη“ (d. h. der priesterlichen Tradition), worin er betonte, daß Χρόνος selbst dank ihr über Alter und Tod hinausgehoben werde. (Vit. A. I, 14.)

ebendamit gnädig und huldreich stimmen — mehr als sonst einer auf der Welt — wenn man Gott (den ich als den ersten eben geschildert, der da nur Einer ist, gesondert von allen sonst, hinter dem die andern notwendig erst in zweiter Reihe Anerkennung finden) überhaupt nichts opfert, noch Ihm ein Feuer anzündet noch schlechterdings irgend etwas von den Dingen dieser Sinnenwelt vor Ihm mit Namen nennt. Denn er bedarf nichts, auch nicht von den Wesen, die höher stehen als wir Menschen; und überhaupt kein Kraut, kein Wesen läßt die Erde sprießen oder leben noch die Luft, das nicht vor Seinem Angesicht eine Befleckung bedeutete. Nein, man sollte einzig sich vor Seinem Angesicht immerdar der Vernunft bedienen — der Vernunft im edleren Sinne d. h. der, die nicht erst (als Wort) ihren Weg durch den Mund nimmt — und sollte von dem Herrlichsten, was da ist, nur durch das Herrlichste, was in uns lebt, das Gute erbitten: das aber ist der Geist ($\psi\upsilon\chi\eta$), der eines äußeren Werkzeuges nicht bedarf . . .“ Die Worte sind bedeutsam genug, als ein klassischer Ausdruck innerlichster Andacht und Frömmigkeit, die sogar das laute Gebet verschmäht, und als Bekenntnis einer im Grunde monotheistischen Religion. Und ist auch diese Probe apollonischer Denk- und Ausdrucksweise zu winzig, um daraus schon jetzt weitergehende Schlüsse zu ziehen, so sei doch darauf hingewiesen, daß sie Berührungen aufweist mit der stoischen Lehre, die die Vernunft als $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ $\epsilon\upsilon\delta\iota\alpha\theta\epsilon\tau\omicron\varsigma$ und $\pi\upsilon\omicron\phi\omicron\rho\upsilon\alpha\acute{\omicron}\varsigma$ unterscheidet, sowie deutlichen Anklang an einen vielverbreiteten, von Stoikern gern verwerteten Zeushymnos des Aratos im Anfang seiner *Phainomena*.

Erheblich¹ mehr verraten von dem Manne seine „Briefe“. Hier haben wir Reste, zum Teil auch nur Trümmer, einer offenbar lange geführten und weit ausgedehnten Korrespondenz mit Behörden, Gemeinden und Einzelnen, deren jeweiligen Anlaß und Wert wir nicht überall klar erkennen. Aber auch in ihrem jetzigen schwachen Abglanz zeigt die hier geübte Wirksamkeit des Mahners, Warners, Predigers einen unverkennbaren Zug von Großartigkeit.

- Sind es auch meist nur Billets und mag selbst dies und jenes fremde Stück eingeschmuggelt sein — diese Sentenzen, wie ex cathedra gesprochen, in ihrer gewollten Knappheit wie in Stein und Eisen gemeißelt, lassen eine hochgestimmte, tiefernste, fest in sich ruhende Seele erkennen. Der Kreis der Adressaten zeigt bunten Wechsel; geographisch umfaßt er neben der engeren Heimat einen großen Teil des Orients: Hauptstädte des westlichen Kleinasiens, Griechenlands, Syriens, Aegyptens; inhaltlich finden wir nicht minder Mannigfaltigkeit. Hier wird ein mutiges Wort an den Kaiser Domitian selbst gewagt und seine Römer frischweg Barbaren genannt; dort spricht der Schreiber zu einem Heerkönig an der Donaumündung (vielleicht Bundesgenossen des Decebalus) unter Hinweis auf Zamolxis als angeblichen Schüler des Pythagoras und empfiehlt dem Freiheitskämpfer die Philosophie als die wahre Schule der Freiheit; Römische Quästoren und Prokuratoren in

Asien bekommen bittere Wahrheiten zu hören, Präfekten wird die Herabminderung der vielen Feiertage und sonstige soziale Fürsorge empfohlen. Stadtväter, Priester und Bürger versieht der vielbegehrte Mann mit Rat und Dank, Lob und Tadel: er betet für ihr Heil, erzieht ihre Söhne, sorgt für Waisen, widerrät Luxusbauten, verweist auf glorreiche Vergangenheit als Vorbild trüber Gegenwart und schilt über die einreißende Unsitte, die alten ehrlichen Erbnamen gegen barbarische d. h. Römernamen auszutauschen. Die Gemeinde Tralles preist er ob des Bürgersinnes ihrer Einwohner so glücklich wie die Pythagorasstädte Thurii, Kroton, Tarent u. a. „glückliche Italiener dortherum“; die Leute der Aegypterstadt Sais, deren Göttin Neith er unter Berufung auf Platos Timäus der Athene gleichsetzt, stellt er über das entartete, stammverwandte, entgriechte Athen. Den Festleitern in Olympia, die ihm eine Einladung zu den Spielen gesandt, schreibt er die Absage: wichtiger sei ihm der Wettkampf in der Tugend; im Artemisquartier von Ephesus aber meldet er sich an, der Göttin Hausgast zu sein, mit der Bedingung, ihm angesichts des dortigen wüsten und unsauberen Wallfahrergetümmels eine Ecke zu sichern, wo er „keines Reinigungsopfers bedürfe“: die Paßformel zum Eintritt werde arg mißbraucht. Vor den Priestern in Delphi wiederholt er den uns schon bekannt Satz: „Die Götter bedürfen keiner Opfer; dergleichen ist Abgötterei. Blut besudelt nur die Altäre. Leider hat schon der weise Herakleitos weiland es seiner Umgebung nicht abgewöhnen können, Jauche mit Jauche reinigen zu wollen. Der größte Gefallen geschieht dem Himmel durch Erwerb von Einsicht und durch Wohltun nach Kräften an allen, die es verdienen.“ Ueber den allenthalben in Griechenland bemerkten Verfall der Kunst klagt er gegenüber Gesinnungsgenossen „im Museum“ („ἐν Μουσείῳ“) d. h. entweder Mitgliedern der so benannten Akademie von Alexandria oder von pythagoreischen Vereinen ethisch-wissenschaftlichen Charakters in Kroton, Thurii oder Metapont. Und platonischen Universitätslehrern (doch wohl an Athens Akademie) verweist er das Nehmen von Kollegbezahlung, das selbst den Bedürftigen entwürdigte. Gelegentlich äußert er auch ein Urteil über Stilarten; eine Auseinandersetzung in größerem Kreise lehnt er überhaupt ab: ersprießlich sei nur das wirkliche Zwiegespräch¹⁾; Tafelmusik werde freilich vorgezogen. Hoch denkt er von der Medizin, entsprechend dem Worte des Pythagoras; nur müsse man das seelische Gebiet miteinbegreifen. Energisch schüttelt er die „Scheinweisen“ von seiner Gemeinschaft ab, die ihm eben nur das Räuspern und Spucken nachmachen, früh auftauchende Pseudojünger: „Soll ich jemanden anerkennen, so darf er nicht bloß die Maske unechten Denkens, Redens und Handelns tragen, als gefälschten

1) Ein Gedanke, der beiläufig bei R. W. Emerson wiederkehrt.

Kreditbrief, sondern muß von sich sagen können (wie ich), daß er sich zu Hause hält, auf warme Bäder verzichtet, Tiere nicht tötet, kein Fleisch ißt, gefeit ist gegen Regungen von Neid, Bosheit, Haß, Verleumdung, Feindseligkeit — kurz, daß er auf der Namensliste steht im Adelsgeschlecht der freien Menschen.“ Von besonderem Interesse sind seine Trauer- und Trostbriefe, weil sie von der üblichen Schablone dieser vielgepflegten Gattung (der sogenannten *consolationes*) merklich abweichen. In die volle Höhe einer philosophischen Konfession erhebt sich der folgende, gerichtet an Valerius (vermutlich V. Paulinus, a. 69 Prokurator in Gallia Narbonensis): „Tod gibt es nicht, für nichts, oder doch nur scheinbar, grade sowie Geburt nur scheinbar ist. Der Uebergang aus dem wesenhaften Sein ins natürliche Sein gilt als Geburt, der umgekehrte Vorgang als Tod: in Wirklichkeit wird nichts und vergeht auch nichts; es ist nur (jetzt) als Schein da, nachher aber unsichtbar, jenes wegen der Dichtigkeit der Materie, dieses wegen der (dünnen) Feinheit alles wesenhaften Seins, das immer sich gleich bleibt und nur in Bewegung und Lage Unterschiede zeigt. Das ist eben das Eigenartige an der Kausalität: die Wandlung ist keine äußerlich irgendwoher verursachte, nein das Ganze wandelt sich um in seine Teile und die Teile gehen wieder ins Ganze über, kraft der All-Einheit. Was ist nun dies Sichtbar-Unsichtbare? Bei jedem irdischen Einzelwesen ist es so, daß es, wenn vollkörperlich, in die Erscheinung tritt (wegen der Rückwirkung seiner Dichtigkeit), dagegen unsichtbar ist, wenn es körperlos (leer) wird, wegen seiner (dünnen) Feinheit. Die Materie bildet (erst) gewaltsam eine Außenhülle, um (dann wieder) zu zerfließen: es hält sie (bei alledem) ein urewiges Abmaß gebunden, das nimmer entständig, nimmer vergänglich ist . . . Darüber herrscht leider viel Unklarheit; manche glauben: was sie (an sich nur) erleiden, das hätten sie geschaffen! O nein, der Erzeugte ist nur durch Eltern, nicht von Eltern erzeugt, wie denn auch das Pflanzliche nicht aus der Erde (Kraft), sondern nur durch der Erde (Vermittlung) Pflanze wird. Das „Erleiden“ betrifft nicht das Einzelding der Sinnenwelt, sonder vielmehr das Einheitliche (jenseits) des Einzeldinges. Dies Einheitliche aber läßt sich nur bezeichnen als das „Urwesen“, das allein das Schaffende ist, wie auch das Erleidende, das (bei allem zu allem wird durch alles, d. h. der allzeitlebendige Gott — (ein Wesen), dem man mit Namengebung und Abbildung nur sein Eigenstes raubt und sein gutes Recht . . .“

„Das nur nebenbei“ — so beginnt der zweite Teil dieses ungewöhnlich langen Sendschreibens, die praktische Schlußfolgerung: Weg mit den Tränen, „wenn einer aus einem Menschen (wieder) zu Gott wird.“ Weg mit der Trauer, wo nur Ehrfurcht und Andacht am Platz ist! Ueberlaß den ins Jenseits Gegangenen Gott — und widme dich zugunsten der Menschheit deinen Pflichten!

Ist das fromm, zu verwünschen, was doch nach Gottes Willen eingetreten ist? Wenn es eine Weltordnung gibt — wie es sie gibt — und Gott über sie wacht, so wird der Gerechte nicht „das Gute“ haben wollen (das wäre anspruchsvoll und wider jene Ordnung); er wird sich nur sagen: „Das, was geschehen, dient zu meinem Besten . . .“ Nicht das Individuum soll man über die Allgemeinheit stellen, sondern umgekehrt . . Im Grunde hast du deinen Sohn ja immer noch; denn das Seiende vergeht nicht. Es ist ja ebendarum ein Seiendes, weil es durchaus sein (und bleiben) wird — es sei denn, daß das Nichtseiende entstünde; das aber ist unmöglich, weil das Seiende nicht vergeht.

Andere solche Trostschriften schlagen, je nach dem Adressaten, einen schlichteren Ton an. „Straton schied von binnen und ließ, was sterblich an ihm war, auf Erden zurück. Wir aber müssen noch zu weiterer Besserungszucht hienieden weiter leben“, lautet eine echt pythagoreische, zugleich übrigens brahmanische Sentenz. Einem älteren Bruder, der die Frau verloren hat, predigt er, stoischer Observanz getreu, die Wiederverheiratung als Pflicht. „Zeige dich als Bruder eines Philosophen, der Pythagoreer und (noch dazu) ein Apollonier ist! Trübe Aussichten zur Zeit! Dem ältesten von uns dreien ist noch nicht einmal ein Heiratsgedanke gekommen; der jüngste (ich selbst) hätte zwar noch Hoffnung auf Kindersegen, aber doch höchstens erst in fernerer Zeit. Unser Vater hatte also drei Söhne, wir nicht einen. Die Fährnis trifft auch unsere Heimatstadt und deren kommendes Geschlecht: jede neue Generation soll es ja doch weiter bringen als die Väter. Wir müssen jedenfalls die Namen vererben, die uns die Ahnen in die Wiege gelegt!“ — In den weiteren sechs Briefen an diesen Bruder Hestaios tritt der Adelsstolz auf seinen Namen auch sonst hervor, wie denn überhaupt ein starkes herzliches Gefühl der Zugehörigkeit erfreulich sich ausspricht, bald an einen alten Freund in Tyana, Ferucianus — „Dank für deinen Brief! Er enthielt viel Anheimelndes und manche Familien-erinnerung“ — bald an einen Nachbar, Diotimos, dessen Zahlung er vornehm ablehnt — „ich tue wohl, wo es not ist, und verlange keine Gegenleistung“ — bald an die Gemeindevertretung selbst. Wohl durfte er stolz sein, auch für sie gewirkt zu haben, wenn er draußen berühmt geworden war: Ein Klaudier hatte im Namen des dankbaren Griechenland dem Senat von Tyana durch amtlichen Erlaß notifiziert, daß er den „pythagoreischen Philosophen“ für seine Verdienste um die Jugend gebührend ausgezeichnet habe; Sparta hatte den „Pythagoreer“ zum Ehrenbürger ernannt und ihm eine Bronzestatue mit Inschrift gesetzt, nach Vätersitte, „gute Menschen zu ehren, die ihr Leben mit der Gottheit in Einklang gesetzt.“ Und doch gehorcht er, wenn die Heimat ihn ruft, trotzdem (oder weil) er wußte, daß dort auch häßliches Gerede über ihn umlief: ihn rührte das wenig, denn „das geht jedem so,

der hervorragt! So wars bei Pythagoras und Orpheus, bei Platon und Sokrates, mündlich wie schriftlich; ja, ähnlich gehts selbst — Gott. Aber die Guten halten sich an die Wahrheit (die ist ihnen wesensverwandt), die Schlechten ans Gegenteil, und die verdienen nur ein Lächeln. Ich darf für jetzt nur hervorheben, daß über mich sogar Orakel sich geäußert haben, privaten wie amtlichen Anfragen gegenüber: ich sei ein Mann Gottes . . . Genug, des leidigen Selbstlobs!“ Noch offener äußert er sich zum Bruder: „Bringe doch die Mißdeutungen zum Schweigen, als verträgen wir uns nicht und ich bliebe fern, nur um elenden Geldes willen! Das hab' ich schon verachtet, ehe ich noch Philosoph war. O, daß mich — den die übrige Menschheit als göttergleich, ja zum Teil als Gott ansieht — bis jetzt einzig meine Heimat verkennt! Ist's doch nicht einmal euch Brüdern klar, daß ich vor vielen anderen besser bin in Worten wie in Gesinnung! Wie könntet sonst Ihr mich so hart verurteilen, als bedürft' ich noch erst der elementarsten Mahnung — der an Heimat und Brüder? Ihr wißt ja doch: es ist herrlich, die ganze Erde als Heimat anzusehn und alle Menschen als Brüder und Freunde; sie sind ja alle Kinder Gottes und von einem Stamme! Besteht doch Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einer Gemeinde in jedem Sinne und für alle, wo und wie einer auch geboren sein mag, ob als Barbar oder Grieche oder sonst ein Mensch . . . Aber allerdings: der Familiensinn ist unbeirrbar und allzeit stark, ein (fernes) Mitglied heimzurufen. Denkt an Homers Odysseus, der um Ithaka die angebotene Unsterblichkeit ausschlug! Ich sehe dies Gesetz auch durch die unvernünftige Tierwelt gehen: es ist kein Vogel, der vom Neste fern, kein Fisch, vom Strome entrieben, der nicht wieder zurückkehrte, statt sich drein zu ergeben — trotz Hunger, trotz Futterfülle. Und der einzige, der sich entführen ließe, wäre der Mensch? und noch dazu ein sogenannter Weiser? Ha, und schenkte ihm jedes (andere) Land auch alles sonst — eines fehlt immer dabei: die Erinnerung ans Vaterhaus!“

Ueberblicken wir das Gesamtbild, das sich so in mühsam mosaikartiger Zusammenstellung von dem Innenleben unseres Helden aus seinen unmittelbaren Aeußerungen wiedergewinnen läßt, so werden wir dem tiefen sittlichen Ernst, dem Weitblick des geschulten Denkers, der menschlichen Wärme, der Vornehmheit des ganzen Gebahrens unsere Sympathie nicht versagen können. Im einzelnen tritt zunächst wieder und immer klarer eine Tatsache hervor: die mehr oder minder enge Berührung mit dem Stoizismus; daneben das Bekenntnis zur Lehre des Pythagoras. Auf den ersteren gründet sich durchaus die Darstellung im Valeriusbriefe mit den zwei Prinzipien (dem schaffenden und dem erleidenden), den Begriffen „Wesen“ und „Materie“ in ihrer gegenseitigen Beziehung, der Causalität (*ἀνάγκη = εἰσφορμένη*), der Verpflichtung zu sozialer, selbstaufopfernder Mitarbeit. Dahin gehört

auch die Pflege der Briefgattung der Consolationen, die von jener Denkergruppe geschaffen und gebraucht wurde; dahin auch die Mahnung an die Heiratspflicht. Wir werden es daher nur natürlich finden, wenn die Ueberlieferung uns späterhin als näheren Umgang des Apollonios verschiedene berühmte Namen nennt, die sich zur Stoa bekannten, wie Euphrates und Musonius. Gerade auf den letzteren, als besonders nahen Gesinnungsgenossen, weist mehreres hin: die nicht eben reichliche Ueberlieferung von diesem betont nicht nur, daß auch er in pythagoreischer Weise sich der Fleischnahrung und des Weines enthielt¹⁾, sondern auch, daß er, wie die sog. Kyniker Bart und Haar lang trug — was wir unten von unserm Helden bezeugt finden werden; vor allem aber bedeutsam ist, daß wir die schöne, zuletzt ausgehobene Stelle über die kosmopolitische Bruderliebe mit ganz ähnlichen Worten als Musonische Sentenz bezeugt finden²⁾. So bestätigt sich trefflich die später zu erwähnende biographische Notiz, daß Musonius mit Apollonios auch in Korrespondenz gestanden hat. In diesen Zusammenhang paßt es ferner, daß wir bei Musonius' Schüler, dem bekannten Wortführer der neuen Stoa Epiktet, die obige Wendung von der Gotteskindschaft und dem Geschwistertum der Menschen in breiterer Ausführung wiederfinden (Diss. I, 9 und 13). So gewinnt endlich ein Witzwort historischen Wert, das wir von einem Epiktethörer, Demonax, über Apollonios anzuführen haben werden. Ueber das Pythagoreertum, dem der letztere sich zurechnet³⁾ und ganz allgemein zugerechnet wird, werden wir nun ebenfalls in einzelnen markanten Zügen wenigstens (Linnenkleidung, Verschwiegenheit) noch weiter unterrichtet, wenn wir uns jetzt einem vielsagenden Rest der „Briefe“ zuwenden, der absichtlich bisher aufgespart worden ist: den 20 Nummern, die der Schreiber an oder über jenen Euphrates verfaßt hat. Wir gewinnen damit mehr und mehr geschichtlichen Boden.

Der Philosoph dieses Namens, c. 30 n. Chr. in Tyrus geboren, gewann in reiferen Mannesjahren großes Ansehen, das ihm nicht nur die Freundschaft und Bewunderung des jüngeren Plinius sowie die Hand der Tochter eines römischen Statthalters, sondern endlich auch die Berufung nach Rom und im Umgange mit einflußreichen Personen bedeutende Reichtümer eintrug, bis Lebensüberdruß dem kranken Mann im Jahre 118 den Schierlingsbecher aufnötigte; Hadrian höchstselbst soll ihm diesen Selbstmord „zugelassen“ haben. — In unseren Briefen macht dieser Adressat nun freilich recht bedenkliche Figur. Je mehr Apollonios mit ihm ehemals geteilt und in Bundestreue zu ihm gehalten haben mochte, um an der sittlichen Erneuerung der Menschheit mit-

1) Für Ap. bezeugt dies letztere Vit. II, 35—37. Man denke an den Koran.

2) Eine Hindeutung darauf liegt auch in dem oben erwähnten Zitieren des platonischen Timaeus; bekanntlich ist diese Hauptfigur des Dialogs Pythagoreer.

3) Auch ein dritter, jüngerer Freund, Dion von Prusa, erhebt sich in einer Rede zur Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte.

zuarbeiten, desto tiefer verwundet ihn der schnöde Abfall des einstigen Freundes, der aus weltlichen Rücksichten zum Afterphilosophen herabgesunken war, dem seine Weisheit nur noch als milchende Kuh galt. In immer neuen Wendungen wird hier seine Habgier, sein Schielen nach der Gunst des Hofes, seine eitle Ruhmsucht gegeißelt, während Apollonios sich mit dem Wunsche bescheidet „bei der guten Fee des Rechts (Θέμης) in das Salzfaß zu stippen“. Die vergeltende Anfeindung von Euphrates' Seite muß sich endlich zu förmlichem Rachedurst, ja Mordversuchen durch gedungene Helfershelfer gesteigert haben; und nach deren Mißlingen beschied sich dann der Unversöhnliche allem Anschein nach damit, den verhaßten Gegner oder Nebenbuhler durch Verleumdung auszutilgen, sein Gedächtnis und seine Lebensarbeit, mindestens für die maßgebenden literarischen und wissenschaftlichen Kreise Roms, nach Kräften zu untergraben, zu entstellen, zu zerstören — ein Bestreben, das ihm denn auch äußerlich und für die nächsten Generationen ganz leidlich gelungen ist. Hören wir einige Kraftstellen! „Deine üblichen, billigen Nachreden lauten: Apollonios verwirft alles Baden. Ei mehr, er geht gar nie aus. Nie sieht man ihn Leibesübungen machen — desto mehr seelische! Er trägt langes Haar. Gewiß, ich bin Grieche und nicht Barbar (Römer). Er trägt Linnenkleidung. Ja, und zwar ganz fleckenlose, priesterliche. Er treibt Weissagung (Mantik). Gibts ein anderes Mittel der Vorahnung? Steht dergleichen einem Philosophen an? Warum nicht, wenns einem Gotte (Apollon) ansteht? Er stillt körperliche Schmerzen und bannt Leiden. Den Vorwurf teil' ich mit Asklepios. Er nimmt seine Mahlzeit allein ein. Hm, andre essen auch. Er spricht knapp und einsilbig. Stumm bleiben kann ich freilich nicht. Er meidet alles Fleisch und jedes Getier. Das nennt man Menschlichkeit . . . Nur freilich, Geld nimmt er nicht — wie du es tust!“ . . . Und weiter: „Zum Geschlecht der Uebermenschen (δαίμονες) gehörte auch der urweise Pythagoras; du aber schmäht ihn und hassest seine Jünger“. „Was bringt der Verkehr mit einem Pythagoreer ein? Höre: das Verständnis der Gesetzgebung, Geometrie, Astronomie, Arithmetik, Harmonie, Musik, Heilkunst, alles was gottesleuchtete Weissagung heißt. Und dann, was noch herrlicher: Gedankenweite, Hochsinn, einen großen Zug; ruhige Stetigkeit, rechtes Beterwort, Erkenntnis (γνώσις) — nicht bloße Meinung — von Göttern, Wissen um die Zwischenwesen (δαίμονες) — nicht bloß gläubiges Vertrauen auf sie — Freundschaft mit beiden (Mächten); Selbständigkeit, ausdauernde Dienstfertigkeit, Schlichtheit, Knappheit der Bedürfnisse; Wohlbestand der Sinne, der Atmung, der Hautfarbe, frische Beweglichkeit — kurz: Gesundheit, gute Gesinnung, Unsterblichkeit“¹⁾.

¹⁾ Die etwas ermüdende Aufzählung dieser 27 Feminina muß eine gewisse Berühmtheit erlangt haben; es wird darauf in der unten zu besprechenden Lebensbeschreibung angespielt.

Nun aber kommen wir zu dem ominösen Namen, in welchem Euphrates, der einst selbst im Banne des überlegenen Genossen gestanden, sichtlich die bequeme Handhabe für seine verbissene Maulwurfsarbeit fand; dieses charakteristische, unterscheidende Merkmal des einsamen Denkers schien die Stelle, wo er sterblich war, trotz seines unverhohlenen Ueberlegenheitsbewußtseins, mit dem er von der Höhe orientalisches-hellenischer Geistesbildung auf Rom und die Römer hinabsah: mit scharfem Blicke erspähte der syrische Renegat diese vermeintliche Blöße des Gegners, als er ihn brandmarkte mit dem Spitznamen „Magus“. Das sagte damals schon und in Euphrates' Sinne (wie noch heute) nichts anderes und besseres als: stern- und geistersüchtiger Wahrsager, Hexenmeister, — Schwindler. Der Betroffene aber griff den Spott- und Scheltnamen als Kampf- und Ehrentitel auf: „Magier glaubst du die Philosophen benamsen zu dürfen, die auf Pythagoras und die auf Orpheus fußen. Ich glaube, man darf auch die auf Hinzens und Kunzens Spuren getrost Magier benamsen, wenn sie nur Aussicht geben, gottselig und gerecht zu sein. Magier nennen die Perser ihre Götter! Ein Magier mithin ist der Götterverehrer oder der geborene Gottesmann. Du bist keiner, du bist gottverlassen!“

Wie kam Euphrates auf diesen Einfall? Hier stehen wir an dem entscheidenden Wendepunkt; von hier, scheint mir, führt der richtige Weg zum Verständnis der eigentlichen letzten und tiefsten Absichten des Apollonios, ein Weg, der bisher noch nicht beschritten worden ist.

Zunächst bedarf es der Verständigung über diesen hier neu auftauchenden Namen: er weist nach Babylonien, Persien, Medien. Unter Nebukadnezar (also um 600) erscheint nach hebräischen Texten ein „Obermagier“ als hoher Hof- und Staatsbeamter; in Medien bildeten die Magier einen eigenen Priesterstand, ähnlich wie bei den Juden der Stamm Levi; so auch in Persien. Sie sind die Träger, Hüter, Vertreter und Apostel jener iranischen Gottesauffassung, der Mazdareligion, die wir in den Avestatexten niedergelegt finden. In dieser seiner ursprünglichen, reinen Gestalt ist das Magiertum dann, zugleich mit dem mächtig ausgreifenden Vordringen der persischen Monarchie, auch durch die Provinzen des Großkönigtums westwärts bis nach Kleinasien weitergetragen worden; seine Flutwelle fand erst an der hellenischen Kultur der Küste einen Damm. Insbesondere aber wurden die beiden Reiche Armenien und Kappadokien ganz davon durchsättigt. In dieser gleichsam noch jungfräulichen Zeit kannte es auch noch Platon: bei ihm ist der Magier, ganz wie in der obigen Briefstelle, der „Gottsucher, Gottkürer und Priester“, die Magie „Gottdienstbarkeit“, im Sinne ihres angeblichen Offenbarers Zoroaster (Zarathustra). Erst hundert Jahre später, in dem Wirrwarr der Diadochenzeit, verzerrte und verdunkelte sich den Fernerstehenden der Begriff. Weil das Wesen dieses Bekennt-

nisses Erforschung der Natur und des göttlichen Seins ist, so lenkt dessen letzte Ausgestaltung (auf dem Wege der Askese, der Intuition, der Vision) allerdings in die Bahnen der Theurgie, d. h. übermenschlicher Leistungs- und Wunderfähigkeit ein -- und damit war die Brücke geschlagen zu weit und weitergehendem Mißbrauch und schließlich zum bloßen fratzenhaften Abrakadabra und Hokuspokus. Keinenfalls sähen wir am Hofe der besseren Persersultane Magier in der so überaus wichtigen Stellung von Prinzenenerziehern und Kronberatern, hätte nicht der heilige Ernst ihrer „Weisheit“ und die ehrfurchtgebietende Majestät ihres hohen Berufes ihnen den verdienten Anschein der Würdigkeit bewahrt. Damit steht durchaus nicht im Widerspruch, daß später, nach fortgeschrittenen Verquickung von morgenländischem und abendländischem Wesen, sich über Hellas, Italien und bald den gesamten Umkreis aller Welt Schwärme gemeiner und verruchter Schwindelpropheten ergossen, die als „Chaldäer, Magier, Babylonier, Mithraspriester“ und dergl. mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch die ewig wehrlose Dummheit erbarmungslos genasführt und geschöpft haben. . . . Hier findet wirklich das Dichterwort in sinngemäßer Umbiegung seine Anwendung: Wer den Magier will verstehn, muß in Magiers Lande gehn.

Ein glücklicher Zufall hat uns nun wenigstens einige Angaben und Tatsachen herübergerettet, auf denen wir weiter fußen können. In dem enzyklopädischen geographischen Werke des Strabon, über dessen Verlässlichkeit die Forschung im großen und ganzen günstig urteilt, findet sich ein Absatz, dessen Angaben darum so besonders wertvoll erscheinen, weil der Autor sie als ausdrücklich durch Augenschein bestätigt hervorhebt. Inmitten seiner Schilderung persischer Sitten (XV, 1, 13 fg.) gibt er an, wie diese sich in Kappadokien widerspiegeln (§ 15). Und wenn er da versichert, er sei Augenzeuge gewesen, so ist das wiederum deswegen für unsere Frage so bedeutsam, weil diese seine Studienreisen genau in die Zeit fielen, wo Apollonios soeben dort geboren war. Die Stelle lautet: „In Kappadokien ist das Geschlecht der Magier stark vertreten: es heißt (hier auch) „Feueranbeter“, und zahlreich sind Tempel auch von den persischen Göttern vorhanden; (darunter) auch „Feueranbeter-Tempel“, d. h. merkwürdige Kapellenbauten: mitten darin steht ein Hochaltar, darauf viel Asche, und (hier) hüten die Magier ein nie erlöschendes Feuer. Täglich kommen sie und rezitieren etwa eine Stunde lang ihre Litaneien vor dem Feuer; sie halten dabei das (oben erwähnte) Bündel Reiser in der Hand¹⁾ und haben auf dem Kopfe Filzkappen, die über die Ohren so herunterreichen, daß die Backenklappen die Lippen bedecken. Ebenso ist der Brauch in den Tempeln der Anahit und des Omanos²⁾ . . .“

1) Wie noch die heutigen Parsen, beim Haoma-Opfer.

2) Vohu mano im Avesta („der gute Sinn“).

Hier haben wir die athravan des Avesta, die das Tuch über dem Munde (paitidana) tragen, um das heilige Feuer nicht zu beflecken, in der Hand das baresman, die heiligen Baumzweige. Und so wird auch in Kappadokien ein weiteres wesentliches insigne nicht gefehlt haben: der Schlangenstecken, das Instrument, mit dem das Ahrimansgetier (Würmer, Mäuse, Ameisen u. s. w.) getötet werden mußte. Der Kult der Anahit, des Taglichtgottes Mithra, des Haoma u. a. — das eigentliche Pantheon des Avesta — war neben dem älteren, ausschließlich des Ahuramazda schon seit Artaxerxes II. offiziell eingeführt. — Diese Nachrichten werden nun aufs beste bestätigt durch einheimische Münzen: auf einem Gepräge von Tarsus z. B. erscheint Zoroaster selbst geradezu als Gott und zwar als Feuergott. War doch gerade Kappadokien (wiederum nach Strabons Angabe) reich an unterirdischen, nächtlich leuchtenden Feuern, wie nicht minder an unterirdischen kalten Quellen, denen Anahit vorstand. Wie zäh überhaupt gerade hier am Altüberlieferten festgehalten wurde, darauf läßt auch die Entdeckung schließen, daß sich noch spät — als Kappadokien längst römische Provinz geworden war — in seinem Kalender die persischen Monatsnamen des Avesta erhalten zeigen.¹⁾ — Apollonios selbst hat als Knabe diese Annexion (a. 17 durch Tiberius) erst miterlebt: was war ihm römisches Wesen, römische Gedankenwelt, — ihm, der nach Abstammung und Glauben, Sitte und Umgebung dem fernen iranischen Osten zugehörte? Lag nicht sogar eine Landschaft gleich hinter Babylon, die den so hochgehaltenen Namen seiner Priesterahnen trug, die „Apolloniatis“? Mußte es ihn nicht dahin mit allen Fasern seiner fein und rein empfindenden, hochgestimmten, tiefkonservativen Seele ziehen?

Alles deutet darauf hin, daß der Tyaneer, dieses alten Zusammenhangs von Kindheit an gewiß, im geheimen Herzen langsam den Wunsch und Willen reifen fühlte, der Väter Sitte und Glauben treu, sein Leben an die große Aufgabe zu setzen, die er darin sah, seiner angestammten Religion die allmählich vertrübte ursprüngliche Reinheit wiederzufinden, um sie alsdann — ein Reformator durch Lehre und vorbildliches Leben — auch andern als Evangelium zu offenbaren.²⁾ In diesem Sinne war alles, was ihm die reiche hellenistische Kultur seiner Heimat mit auf den Weg geben konnte, eigentlich doch nur etwas Sekundäres; all die gesuchte und entdeckte Fühlung und Uebereinstimmung mit Theorien der Stoiker oder der sogenannten Pythagoreer (denen ja selbst bereits von Alexandria aus genug Orientalisches in ihren alten Grundstock eingefropft war) lief am Ende doch nur auf unbewußte oder bewußte Anpassung und Ausgleichung hinaus. Wie starr und ungebeugt die Tradition gerade bei den Feueranbetern immer

¹⁾ Und zwar in jener ältesten, ostiranischen Fassung, die seit ca. 400 für das Reich eingeführt war.

²⁾ Derselbe Strabon bezeugt (15, 3, 1), daß die Magier Persiens „einem gottgeweihten Leben nachtrachten“.

gewesen und geblieben, zeigt noch heute das lebendige Beispiel der etwa 100000 Parsen (Gebern), die — seit mehr als 1200 Jahren ihren Stammsitzen entfremdet — auf indischem Boden die ererbten Religionsbräuche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit weiter ausüben und sich davon kein Jota haben rauben lassen. Bei Apollonios deuten darauf so manche Züge, die wir an ihm schon kennen oder noch weiter kennen lernen werden: die Heiligkeit des Rindes, der eifrige Sonnenkult, der Glaube an Zwischenwesen (die *çpenta* und *fravashi* des Avesta), die Austilgung von Ahrimanstieren, die Betonung der Reinheit (*asha vahista*) und Wahrheit als der Kardinaltugenden und die Bekämpfung der Lüge (*drudsch*), die dreiteilige Forderung guter „Gedanken, Worte und Werke“¹⁾ — kurz eine nachdrückliche Betonung ethisch-praktischer Momente, die eben die Berührung mit dem ganz ähnlich gearteten Stoizismus und Pythagoreismus als eine wesensverwandte, innerlich begründete erscheinen läßt. Die Sternenlehre freilich war erst durch babylonische Einflüsse in das System eingedrungen, aber doch auch schon mit ihm verwachsen. Aus Apollonios' Munde mag auch Dion von Prusa — den wir noch als seinen Freund kennen lernen werden — die wundersamen Notizen haben (or. 2, 60 ed. Dind.), daß Zoroaster und die Söhne der Magier den Wagen des Zeus und das Gestirn des Tages erhabener besungen hätten als Homer und Hesiod; daß Zoroaster einsam, auf hohem Berge, im Feuer die Gottheit erkannt und ihre Opfer gelehrt habe und anderes mehr. Ganz im Sinne des Avesta ist auch die Ablehnung von Tempeln und Götterbildern. Nunmehr fällt auch ein neues Licht auf zwei oben angeführte Aussprüche. In den Briefen hieß es: „Magier nennen die Perser ihre Götter.“ Diese Behauptung erscheint eigentlich dem absurd, der auf die griechischen und römischen Berichte allein angewiesen ist: sie bieten sämtlich für diese Gleichung auch nicht den entferntesten Anhalt. Hier hilft allein das Avesta, mit seinen Vokabeln *moghu* und *maghavan* = die „Vermögenden, Großen, Mächtigen“ — ein Ausdruck, der nie für die Priester (*athravan*) angewendet wird, für die Götter aber trefflich paßt. Und blicken wir jetzt zurück auf das zuerst angeführte Zitat, jenes originale Bruchstück aus Apollonios' „Weihesprüchen über Opfer“! Hier tritt die Gottesvorstellung des Verfassers doch anders auf als in der stoisch modifizierten Konsolation an Valerius: hier, wo er gleichsam in priesterlich-amtlicher Eigenschaft redet, sieht man deutlich den Obergott (*Ahuramazda*) geschieden von „den andern“ zweiten Ranges (*Mithra*, *Anahit* u. s. w.), darunter wieder, über der Menschenwelt, die „höherstehenden Wesen“ (*χρειττοτες* = *avest. çpenta*); und ängstlich wird dem Himmel gegenüber die „Befleckung“

1) Die sichtliche Freude an gehäuften Abstrakten, gleichsam personifizierten Tugenden — vgl. die oben ausgehobene Liste (Brief 52) — trägt ganz Avestacharakter; die Schlußzusammenfassung (*ὄψια, εὐφρογία, ἀθανασία*) entspricht geradezu den drei *amesha çpenta*: *haurvatât*, *vohu mano*, *ameretât*.

gemieden, sodaß selbst lautes Beten widerraten wird. . . Wer dächte da nicht an die noch heute mit verhültem Munde betenden Parsen?

Wenn nicht alles täuscht, so haben wir jetzt erst den stimmungsgemäßen Hintergrund entdeckt für dieses originale, in die Welt der sogenannten klassischen Antike ziemlich fremdartig hineinragende Sein und Wirken; dies ist die eigentliche Atmosphäre für seine Gedankenflüge und Wanderzüge, dies das rechte Leitmotiv für seine Seelenmelodie. Und so tut sich denn eine hohe Pforte auf, durch die wir gen Morgen ausblicken und ausziehen wollen, „Patriarchenluft zu kosten“.

II.

Wenden wir uns weiteren Spuren des Mannes zu, die sich, nicht ohne Mühe, einer durchaus volksmäßigen, legendarischen Ueberlieferung hier und dort abgewinnen lassen.¹⁾ Ihre Ermittlung knüpft sich an drei literarische Notizen vor und zur Zeit des Commodus (etwa zwischen 160 und 190), die ganz zufällig und nebenbei den Namen des Tyaneers erwähnen als den einer berühmten oder berüchtigten Persönlichkeit: sie begegnen bei Lukian und bei Apulejus.

Lukian gibt in seinem „Demonax“ — einer früh verfaßten Anekdotensammlung über diesen seinen Geistesverwandten, einen espritvollen, spottlustigen Allerweltsphilosophen, der, etwa a. 70 geboren, auch zu Epiktets Hörern zählte — ein Witzwort zum besten, dessen springender Punkt auf einer literarischen Anspielung beruht, insofern ein anderer Apollonios, alexandrinischer Epiker des dritten Jahrhunderts, einen fleißig gelesenen Heldensang von der Abenteuerfahrt des Argoschiffes nach Kolchis gedichtet hatte. Der Text sagt: „Als Demonax den Philosophen Apollonios sah, wie er, von seinen zahlreich versammelten Jüngern begleitet²⁾, von dannen zog — er war eben dabei abzureisen, um, wegen unbotmäßigen Trotzes³⁾ zitiert, vor den Kaiser (Domitian) zu treten — da bemerkte er: „Sieh, da kommt Apollonios und seine Argonauten!“ Dieser Witz, der übrigens keinerlei Spott zu enthalten braucht, betont eigentlich nichts weiter als die vielbewegte Vergangenheit des Bezeichneten, die sich in kühnen, abenteuerlichen Fahrten nach dem märchenreichen Orient genug getan und auch manche Genossen dazu angeregt hatte.

Eine zweite Lukianstelle, in dem Aufsatz über den Lügenpropheten Alexander, stellt den Apollonios als Charlatan hin, der sich seinerzeit mit dem nötigen „feierlichen Humbug“ (τρυφήτα)

¹⁾ Da ich genauere Nachweisungen bereits 1900 (Sonntagsblatt der Vossischen Zeitung S. 155 ff; 164 ff.) gegeben habe, darf ich mich hier mit einer knappen Wiederholung begnügen.

²⁾ Wo, wird nicht gesagt; die Tatsache selbst kann nur in das Jahr 94 n. Chr. fallen. cf. Vit. 7, 9. Die Jünger gaben ihm nur bis zum Hafen das Geleit.

³⁾ Ich lese: ἐπ' ἀπειθείᾳ (mscr.: ἐπὶ παθείᾳ).

ein Ansehen zu geben gewußt habe. Diese Entstellung fußt jedenfalls auf lokaler Tradition aus Antiochia, wo der geheimnisvolle Fremde sich — wie auch in Edessa und Byzanz — für immer einen Namen gemacht haben sollte durch Angabe wirksamer Vorschriften oder Anfertigung unfehlbarer Mittel „zur Sicherstellung der menschlichen Behausung“ gegen allerlei böses Getier. So ward er denn auf diesem Boden zum eigentlichen Schöpfer der vielberufenen „Talismane“ (τελέσματα). Wir gedenken hierbei an seine (oben berührte) religiöse Pflicht, die „Ahrimanstiere“ auszurotten.

Ziemlich deutliche Anklänge oder Erinnerungen an seine Gestalt zeigen ferner zwei syro-hellenische Romane, die „Babylonischen Geschichten“ des Jamblichus und die „Aethiopischen Geschichten“ des Heliodoros (Ende des zweiten Jahrhunderts) — Erzeugnisse einer Literatengruppe, deren Sitz oder doch Ursprung die Libanonstadt Emesa war. Hier wurde Julia Domna geboren, die nachmals den Anstoß gab zu einem richtigen Apollonioskultus — wovon unten noch zu reden sein wird. Bei Heliodor erscheint unser Held (als die Sarastrogestalt des Kalasiris) gleichsam ins Afrikanische umgeschminkt, vielleicht zur Propaganda, vielleicht mehr noch um apologetischen Zweckes willen.

In Aegypten nämlich wucherte die Apolloniossage ebenfalls: sie hatte hier die grellbuntesten Blüten getrieben, mit nicht minderer Kraft wie der Alexandroman oder der Aesopmythos. Das ahnen wir aus einem Zeugnis des Apulejus, in dessen Verteidigungsrede (de magia, zwischen 180 und 190 n. Chr.) es heißt: „Wenn Ihr mir nur ein Jota materiellen Vorteils bei meiner Heirat nachweist — gut, so will ich der Carmondas sein oder Damigeron, oder der Moses oder Jannes, oder der Apollonios oder Dardanus selber — oder wer sonst seit Zoroaster und Osthanes ein gefeierter Magier gewesen“; und es folgt der vorsichtige Zusatz: er habe diese Namen und noch mehr „auf öffentlichen Büchereien in sehr namhaften Schriftstellern gelesen“ und brauche darum noch nichts mit deren Künsten gemein zu haben. Zufällig kennen wir nun den „namhaften Schriftsteller“, dessen Zusammenstellung gerade diese so gewählte Liste von „Magiern“ enthielt; es ist Plinius, der sie in seiner Naturalis historia (30,2) gibt, nur daß in diesem (schon a. 79 abgeschlossenen) Werke natürlich zwei Namen fehlen müssen, deren Ruhm eben erst in dem seither abgelaufenen Jahrhundert hinzugewachsen war: „Damis der Alte“¹⁾ und Apollonios. Die Nennung des ersteren (so wie sich das Volk den fremden Klang, etwa nach Analogie von δημοτέρων, zurechtgemacht hatte) ist nur dazu angetan, das Ansehen des zweiten

¹⁾ Die Wortbildung entspricht der von ἀραβοδαίμων oder γυμνοσοφιστής. Die Anordnung ist eine paarweise: a) Carmondas (Mskr. Carinondas; doch ist der kauderwelsche Name sichtlich identisch mit dem plinianischen Tarmoendas oder Tarmoandas) und Damis, beides „Assyrer“, b) Moses und Jannes — beides Juden resp. Aegypter; den Damigeron kennen und nennen weiterhin nur noch Tertullian und Arnobius, eben aus Apulejus.



noch mehr zu heben, wenn wir unten erfahren, daß dieser Damis nichts weiter gewesen war als der Gehülfe des Meisters Apollonios, jener treuste der Treuen, der ihm zwei Menschenalter hindurch nicht von der Seite wich. Den Apulejus, der sich gern mystisch geberdete, auch gelegentlich eine Reise in den Osten getan haben wollte, ereilte dennoch der Verruf: dafür sorgten gegen ihn, den ausgesprochenen Nichtchristen, gewiß schon die nächsten Landsleute der folgenden Generation, Tertullian und Cyprian. Jedenfalls für Augustinus ist Apulejus bereits selbst zum Magier vorgerückt.¹⁾

Das Volk Aegyptens fand an der unbegreiflich hehren Gestalt des Apollonios, der ja im Jahre 69 bis 70 in ihrer Mitte geweiht und gewirkt, reichlichen Stoff zu tollen Fabeleien. Sie mögen, als er ins Oberland, nach Aethiopien zu den dortigen Gymnosophisten aufbrach, ihm da eine Athletenrolle in Rätselkämpfen angedichtet haben²⁾; bald genug verwandelte er sich für sie in Proteus selber, der, ehemals weissagungsgewaltiger König in Memphis, dann freundlicher Schutzgeist auf Pharos geworden war. In dieser Rolle zeigt ihn noch ein letzter arabischer Nachglanz, wenn er (hier zu Beleni, Belyanus, Balinos verstümmelt) als Erbauer des berühmten Leuchtturms erscheint. Natürlich zeigen seine Spuren sich auch in den ägyptischen Zauberpapyri, wo auf ihn nicht bloß Rezepte zurückgehen „zur Stärkung des Gedächtnisses“³⁾ und Beschwörungsformeln zur Gewinnung eines dienstbaren spiritus familiaris, einer Art Mephisto, sondern auch eine „Apollonius-Anrufung“ als ein Geisterzwang mit Hilfe von Planetensiglen zu Weissagungs- und Heilungszwecken⁴⁾.

So ist es nur natürlich, daß wir seinen gewaltigen Namen auch wiederfinden in einem späten Denkvers aus der sogenannten Theosophia, der ihn als einen „der das Paßwort der Gottheit besaß“ neben Hermes (Trismegistos) und Moses rückt. Hatte doch schon Strabon [p. 760] seinerzeit Moses als Aegypter, Orpheus, Zamolxis als Pythagoreer, die indischen Gymnosophisten und die persischen Magier unter einem bestimmten Gesichtspunkt aneinandergereiht.

Ja, selbst in Literaturerzeugnissen der syrischen Sprache würden wir ihm gerne wiederbegegnen, wenn man nur nicht glauben müßte, daß die betreffenden Bruchstücke — einer Hand-

¹⁾ In einer noch späteren Sagenform erscheint er neben Apollonios vor Domitian(!) zur Vertreibung einer Pest; der raschere Erfolg fällt dem letzteren Exorzisten zu.

²⁾ Vergl. Amasis und den Aethiopenkönig; Salomo und die Königin von Saba, David und Hiram, Aesop und die Könige von Babylon und Aegypten — lauter kecke Fabeln, die auf Alexandria als Entstehungsort hinweisen.

³⁾ Vergl. seinen oben erwähnten ἕμνος εἰς Μνημοσύνην!

⁴⁾ Selbst Damis hat mit seiner indischen Steinsammlung (II, 40. III, 7. 8. 46) einen späten „Damigeron, de lapidibus“ verschuldet.

schrift des East-India-Office angehörig — nur Uebersetzung spätem arabischen Fabrikates wären. Mit den Arabern ist dieser „Balinas“ und seine magischen Künste schließlich sogar nach Spanien hinübergewandert, so daß noch Albertus Magnus und Raimundus Lullus von ihm haben Nutzen ziehen können.

III.

Wir würden dieser verwirrenden Fülle volkstümlicher Uebersieferungen heute doch recht ratlos gegenüberstehen, hätte nicht eine Frau von höchster geistiger Potenz sich das unsterbliche Verdienst erworben, ein Werk ins Leben gerufen zu haben, das uns über den wirklichen Apollonios, seine Gedanken, Worte und Taten, einigermaßen Klarheit verschafft. Es ist die Kaiserin Julia Domna.

Welche Motive sie gerade zu solcher Ehrenrettung veranlaßten, habe ich anderen Ortes¹⁾ nachzuweisen versucht. Sie, die durch all den Wust unsinnigster Nachreden und Verdrehungen zum besseren Verständnis durchgedrungen war, spürte eine wundersame Wahlverwandtschaft, eine magnetische Kraft, die nach und nach ihr ganzes Wesen auf die eine unvergeßliche, einsam ragende Hochgestalt hinzog. Diesen vielfach mißdeuteten Genius galt es umso mehr gegen wüste Mißdeutung zu sichern, als z. B. zu Hadrians Zeiten ein zweiter Apollonios von Tyana — jedenfalls in seiner Maske und als falscher Prophet — aufgestanden sein sollte . . . So entstand denn langsam, langsam fortrückend das Werk des Philostratos über Apollonius. Im Publikum mag derweil wieder manches geraunt und getuschelt worden sein, um ihre und Caracallas Sympathien für den „Magus“ verständnislos zu bekritteln; verstieg sich doch das frivole Gerede der Gasse in Alexandria bis zu der Blasphemie, der Kaiserin Incest mit dem eigenen Sohne nachzusagen, nur weil bei den altpersischen Magiern die Ehe zwischen Sohn und Mutter angeblich Brauch gewesen . . . Sie aber sah mit Sehnsucht der Vollendung und Veröffentlichung entgegen. Gerade jetzt (215 n. Chr.) hatte ihr weitausschauender Geist so weltumspannende Absichten, die nur in der Person Caracallas zu verwirklichen waren.

Die brennende orientalische Frage sollte und mußte endlich gelöst werden! Seit Jahrhunderten war Roms Regierung mit den Parthern, diesen zähen, gefährlichen Nachbarn, nie und nimmer fertig geworden, die bloße Existenz des ewig unruhigen Sultanats war eine dauernde, lauernde Gefahr. Nun aber zog sich dort — das wußte sie durch ihre Agenten und Berichterstatter — ein drohendes Wetter immer dunkler zusammen: nicht nur politisch gährte und braute es, insofern der Zusammenbruch der altersmorschen Arsakidendynastie bevorstand, sondern auch religiös. Der Mann der Zukunft, der Sassanide Ardaschir, stand an der Spitze einer Bewegung,

1) A. a. O. S. 166.

die, von Magiern getragen und gefördert, nichts Geringeres bezweckte, als die endliche Selbstbesinnung auf angestammte Erbgüter eingeborener, nationaler Kultur. Die alte Parsenkonfession, geradezu als Staatskirche organisiert, sollte in reformierter Gestalt, doch gestützt auf die seit lange wiedergesammelten Urkunden des altzoroastrischen Glaubens und der Lehre, offiziell eingeführt werden. Man behauptete dort, die Anregung zu dieser Sammlung sei schon anderthalb Jahrhunderte früher gegeben worden; schon Vologases I. (51 — 78) habe den Grund zu solcher Avesta-Rekonstruktion gelegt . . .¹⁾ Julia staunte, im Innersten erschüttert: war das nicht mehr als Zufall, war das nicht wieder göttliche Fügung und Himmelswink? Deutlich glaubte sie zu sehen, wer allein damals diesen genialen Gedanken in seiner persischen Urheimat gefaßt, ausgesprochen und angebahnt haben konnte: es war Apollonios, der ja, wenige Jahre vor dem Regierungsantritt jenes Vologases dort eintreffend, mit dessen Vorgänger Bardanes eingehend Rats gepflogen hatte und über alle letzten und höchsten Fragen ehrfurchtsvoll von ihm gehört worden war! — Wo also war, wo blieb das Buch, das sie schreiben ließ, das Apolloniosbuch? Jetzt gewann es eine neue, noch nicht geahnte Bedeutung: es konnte eine *καὶνὴ διαθήκη* werden, die Bundesurkunde, die hüben und drüben die führenden Persönlichkeiten auf das gleiche Credo einte. Und diese Einigung der Geister erst würde die rechte Bürgerschaft sein für den endgültigen, dauerhaften politischen Zusammenschluß von Orient und Occident, der so oder so demnächst herbeizuführen war . . .

Ihr elender Sohn Caracalla aber begriff sie nicht — und mit seinem Tode brach auch dieser „zweiten Semiramis“ die Kraft, und ihr Leben zerrann. Das Buch aber hat sie überlebt; es eröffnete alsbald (gegen 220 n. Chr.) seine Wirkungen in die Ferne. Um diese zu verstehen, prüfen wir nunmehr seinen Inhalt und sehen, inwieweit etwa das oben skizzierte Bild des Helden besser getroffen, reicher ausgestaltet und nach dem Leben gemalt ist; nebenbei wird sich hier bestimmt entscheiden, ob die oben, namentlich im ersten Abschnitt, angedeuteten Beziehungen zu den Avestatexten Bestätigung und weitere Begründung finden.

In acht Büchern, hauptsächlich wohl auf Damis' in Hierapolis wiederentdeckter Schrift aufbauend, aber oft genug mit reichlichen Redefloskeln und Einstreue fremdländischer Kuriosa in der Manier des ganzen Sophisten und des halben Romanciers dem Zeitgeschmacke dienstbar, so behandelt Philostratos seinen Stoff. Die zahlenmäßige Einordnung in die Zeitgeschichte des ersten Jahrhunderts ist nicht überall leicht und glatt möglich, da hier Damis' Angaben oft nur allgemein, unbestimmt oder gar irrtümlich waren, was keinen Verständigen überraschen wird.²⁾ Aber so

¹⁾ Tatsächlich erblicken wir ihn auf seinen Münzen vor dem Feueraltar, dem charakteristischen Merkmal des alten Kultus von Iran.

²⁾ Noch neuerdings wieder hat sich Strazzeri (A. di T. e la cronologia dei suoi viaggi, Terranova 1901) damit abgemüht.

wenig Philostratos der schwankenden Chronologie nachhalf, so wenig beseitigte er gottlob auch die geographische Naivetät, mit der der Syrer Damis sich im fernen Osten bewegte und Nachlässigkeiten, Unrichtigkeiten, ja offensichtliche Fabeleien zuschulden kommen ließ. Pietätvoll und selber gutgläubig nahm er auch eine Reihe wunderhafter Anekdoten mit auf, die jenen großen Lehrer mit Glanz aus der Höhe und Schimmer des Uebermenschlichen in schöner Glorione umwoben, als ein echtes Zeugnis liebender Bewunderung und vertrauender Anbetung seitens des hingebenden Jüngers Damis. Mit dieser Festhaltung des Ueberlieferten hat Philostratos recht und wohl getan; und es ist ihm das umso höher anzurechnen, als er ja doch gerade die Weisung hatte, die Wundersucht einzudämmen. Damis' Gläubigkeit ist echt und seine Angaben, wie mir wenigstens scheint, subjektiv wahr: daß sie dem Orientalen sozusagen unter den Händen sich teilweise ins Mystisch-Uebernatürliche auswuchsen, ist nicht seine persönliche Schuld, sondern die generelle Besonderheit morgenländischer Religiosität.¹⁾ Wir werden eben mit der Kunst des Restaurators verfahren müssen, um von einem kostbaren alten Bilde hier die Verschönerungsschminke der einen Hand, dort die Uebermalungskruste der andren vorsichtig abzulösen. — Das Ganze zerfällt in vier deutlich gesonderte Abschnitte: a) eine Jugendepoche, bis etwa zum 26. Lebensjahre reichend²⁾; dann, nach einer Lücke von ca. 17 Jahren, b) eine umfassende Reise in den fernen Osten (43-47? n. Chr.); wiederum erst nach etwa fünfzehnjährigem Zwischenraum, c) von Jonien (62) aus beginnend, eine zweite große Weltfahrt durch westliche Länder und in den Süden (64-70); endlich — hier bleiben gar über zwei Jahrzehnte fast leer —, d) den Schlußakt des großen Lebensdramas (ca. 93-96). Die ausgesprochene Tendenz des Verfassers ist, seinen Helden vor der Welt in Schutz zu nehmen gegen die Verdächtigung, er könnte etwa ein „Magier“ in dem gehässigen, niedrigen Sinne des Worts, ein Zauberer gewesen sein; wenn sich solche Verleumder dabei insbesondere auf sein übernatürliches Ahnungsvermögen (πρόγνωση) beriefen, so sei dies eben eine Verkenning der Tatsache, daß ein gotthafter, genialer Mensch (θεϊος, δαυμόνιος) dank besonderer Begabung sich gewisser Erleuchtungen und Offenbarungen erfreue. In der Tat hatte Damis auf diese Vorahnungen allenthalben ein Hauptgewicht gelegt; sie gehörten durchaus zu dem Gesamtbilde des großen Mannes. — Die Geburt des Kindes sehen wir von der Volkssage ausgeschmückt (ein Blitz habe vom Himmel gleichsam heruntergeleckt), mit einem Zuge, der sich in Zoroastersagen (bei Dio Chrysostomos und Suidas) findet. Es wächst auf inmitten einer zwiefältigen,

¹⁾ Wie diese noch im vollen Lichte des 19. Jahrhunderts ganz ebenso verfährt, dafür bietet einen psychologisch hochinteressanten indischen Beleg Max Müllers Rāmākrishna, his life and sayings (London 1898).

²⁾ Merkwürdiger Weise scheint das Geburtsjahr des Apollonios fast genau mit dem Anfang unserer christlichen Zeitrechnung zusammenzufallen.

zwiespältigen Kultur: auf seine Geschlechtstradition und den lokalen Kult von Tyana, den wir oben ermittelt haben, pflanzte sich eine hellenische Erziehung auf, die wir uns als sehr gründlich zu denken haben. Benachbarte Orte wie Tarsus und Aegä sind völlig durchsetzt von diesen Bildungselementen. Der Vierzehnjährige lernt als frühreifer Student die ganze Musterkarte der philosophischen Schulen kennen. Daneben aber ist gerade Tarsus das alte Zentrum jenes Mithrasdienstes und seiner Mysterien, die seit ca. 70 v. Chr. allmählich in den Occident vordringen. Der blutige Kult im Höhlendunkel mit seinen vertrackten Prüfungen und Weihen hat auf ihn vermutlich in hohem Grade abstoßend gewirkt. Und wiederum brauchte man von Tyana aus nur nördlich nach dem nicht gar weit entfernten Mazaka zu kommen, so fand man dort eine Gesetzgebung in Kraft, die so griechisch anmutete, daß man sie dem Charondas zuschrieb, einem unteritalisch-sizilischen Weisen alter Zeit: ein „Rechtsfinder“ wachte dort über ihre richtige Auslegung. Dessen Amt und Hoheit mochte dem Knaben wohl herrlich dünken; sein feierliches Singen und Sagen der rythmisch gefaßten Satzungen klang wie die altvertrauten gâthâs, die Zarathustralieder, gegen die Macht der bösen drudsch (der Lüge): „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden!“ und noch viel herrliche Lehren mehr. Und wenn Apollonios die Lehrer nach jenem Charondas fragte, so nannten sie neben ihm — auch Süditalien angehörig — den alten Gesetzgeber Zaleukos; beide aber seien doch nur Schüler gewesen des Pythagoras. Was er gar von dem hörte, das entsprach noch weit mehr seiner eignen Gewöhnung und Neigung. Aufwachsend in den Anschauungen priesterlichen Standes, empfand Apollonios, ein Nachkomme von athravâns, sich selbst gleichfalls als künftigen „reinen Mann“. Die Idee der Reinheit, unverrückbar und als Prinzip in allem Denken, Reden und Handeln festgehalten, beherrschte ihn in schroffer Ausschließlichkeit. Sie schloß nicht nur blutige Opfer aus, sie verpflichtete auch persönlich zu vegetarischer Kost: schon Zarathustra hatte dreißig Jahre lang in der Wüste von Käse gelebt; so sollte auch der Priester „sich mit kleinen Broten begnügen und essen, was sich darbiete“; so stands im Gesetz. Mit Seelenopfer und Leichenbräuchen sich abzugeben, hatte dieser Pythagoras genau dieselbe Scheu gehabt wie die Magier, die mit Verwesung weder Erde noch Feuer zu verunreinigen wagten. Auch hatte jener als seinen eigentlichen Schützer und Gönner im Himmel den Phoibos Apollon betrachtet, der doch wieder kein anderer war als der lautere Gott Mithra selber. Jawohl, Platon hatte gewiß recht gehabt, wenn er zumeist im Hinblick auf solche Gemeinwesen nach Pythagoras' Sinn und Ordnung den Satz aufgestellt, ein Idealstaat müsse von Philosophen beraten und regiert werden.

Was Wunder, daß der werdende Jüngling sich „geheimem Zuge seiner Weisheit“ folgend von all den andren griechischen

Denkerschulen ab- und dem Pythagoras zuwandte, sich ihm völlig zu eigen gab? Es entsprach dem tiefgründigen Ernste des Sechzehnjährigen, daß er alsbald auch die praktischen Konsequenzen zog: „als trügen ihn die Schwingen eines höheren Wesens“, trat er nun mit Entschiedenheit ganz in die Lebensweise eines Pythagoreers ein: er ward Barfüßer, trug nicht Wollen- sondern Linnenkleidung, schor Bart und Haar nicht mehr und wohnte im Heiligtum. Seine Bedürfnislosigkeit erwies sich auch als echt, als ihm im zwanzigsten Jahr ein Anteil seines großen Vatererbes zufiel: er trat das Meiste dem Bruder ab, der Rest gehörte der Wohltätigkeit, — umsomehr, als er unverheiratet blieb. Es scheint, daß er nun im Laufe des nächsten Jahrzehnts, mit dem Eintritt in das Mannesalter, auch darin ganz Pythagoreer wurde, daß er die Prüfungen und Weihen dieser Bruderschaft vom rechten Leben gradweise auf sich nahm — auch die schwere Anforderung eines fünfjährigen Schweigens; und weiterhin, daß er seinerseits in Antiochia, wohin er nun übersiedelte, eine Art von Meisterstellung errang, kraft deren er — in stetem Studium aller möglichen Kulte — Hörer und Jünger verschiedener Stufen um sich sammelte, einen weiteren (ἐξωτερικοί) und einen engeren Kreis (ἐσωτερικοί). Mehr und mehr wurde er denen zum Orakel; er sprach „gleichsam ex cathedra, in kurzen demantenen Sätzen, Weistümer wie aus Fürstenmunde“ und fühlte sich selbst als „verordnender Gesetzgeber.“

Hier bricht die Schilderung zunächst ab, um, eine Pause von 17 Jahren kühn überbrückend, ganz naiv und unvermittelt fortzufahren: „Hierauf kam er mit sich ins Reine über eine größere Auslandsreise — er hatte dabei die Indische Nation im Sinne, und (zwar) die in ihrer Mitte vertretenen Weisen, die (so hieß es) nicht bloß Brahmanen¹⁾ sondern auch Hyrkanier sein sollten — mit der Begründung, es schicke sich für einen noch jungen Mann, aus dem Lande einmal fortzukommen und von höherer Warte aus über die heimischen Grenzpfähle wegzublicken. Als einen unverhofften Gewinn und Nebenvorteil rechnete er dabei auf die Magier, die Babylon und Susa bewohnen: er werde ja wohl auch deren Verhältnisse gründlich kennen lernen, wenn er seine Reise (recht) ausnutze“ . . . Diesen Entschluß, den er alsbald seinen sieben Jüngern abschiednehmend mitteilte, hatte er gefaßt, nachdem er mit seinen Göttern zu Rate gegangen war, er mußte fort, „wohin Weisheit und besseres Selbst (δαίμων, sein fravashi) ihn leiteten.“ Und was er sich davon versprach, das zeigt sehr deutlich die Mitnahme von zwei Sekretären, einem Tachygraphen und einem Kalligraphen.

Dieses knappe Programm ist in mehr als einer Beziehung äußerst merkwürdig. Man fragt sich: wie kam er auf die Columbusidee, soviel Tausend von Kilometern zum Trotz grade

¹⁾ Nach einer Lesart wären es sogar Σαρμάνες, d. h. Shramana (Asketen).

dieses bestimmte östliche Ziel zu wählen? — Die obige Fassung läßt noch durchblicken, daß der kühne Mann dabei auf einen sehr wichtigen Stützpunkt rechnen durfte, — auf die Regierung in dem parthischen Stammlande. Hier löste auf dem Sultanthrone den Arsakiden Artaban III soeben (ca. 42 n. Chr.) sein Nachfolger Bardanes ab; und mit dem waren alsbald Beziehungen angeknüpft durch keinen Geringeren als den Prinzen Megabates, der in Antiochia „den von allen ersten Naturen inbrünstig verehrten Mann treulich abkonterfeite“ (I, 31) und so seinem regierenden Bruder angelegentlich empfahl, so daß dann dessen Behörden auf den wichtigen Gast vorbereitet und die Wege des Verständnisses geebnet wurden (I, 21). Diese Beziehungen können nichts anderes bezweckt haben als das, was Apollonios in letzter Linie von Indien erwartete: Aufklärung über die Grund- und Hauptfragen des altpersischen Glaubens und Kultus, zu dem Zwecke, eine Reform, Läuterung und somit Neubelebung anzubahnen.¹⁾ Mit diesem gigantischen Gedanken, an dessen Ausführung die nächsten vier Jahre gesetzt wurden, wächst nun plötzlich die Gestalt unseres Helden zu einer Höhe weitschauender internationaler Pionier- und Missionsarbeit, die in dieser ihrer Großartigkeit und Zielsicherheit mit ehrfurchtvollem Staunen erfüllen muß: der Rastlose zeigt uns einen Januskopf, der, auf die Grenzscheide zweier riesiger Kulturbezirke und an die Schwelle einer neuen Zeit gestellt, die reichen geistigen Güter hüben wie drüben scharf überblickt, um daraus die Gewißheit zu gewinnen, daß zum Heile der engeren Heimat wie der Menschheit überhaupt und ihrer „Philosophie“ die Stunde des Austauschs und des Wechselverkehrs geschlagen habe. Ja, er wollte kommen, zu nehmen und zu geben. Da, wo der Urquell ältester Ueberlieferungen noch immer frisch lebendig zu sprudeln schien, gedachte er zu schöpfen, was Kraft gab, ihn den Feuerpriester und die persische Religion in Eigenart und Selbstgewißheit zu stärken und zu stützen; aus dem hellenistischen Adoptivvaterlande aber brachte er eben die geläuterte, gereifte Auffassung ethischer Pflichten mit, die manches Ueberkommene, Ueberlebte, Unverständene von Superstitionen und Zeremonien zu sichten und zu klären sich getraute.

Aber, fragt man wieder, was sollten ihm dazu brahmanische Asketen und gar indische Hyrkanier (!) helfen? — Nun, das verstehen wir, wenn wir annehmen, daß Apollonios ja im letzten Grunde sich als Magus, speziell als Athravan fühlte. Daß der parthische Kult über sich hinauswies, stand fest. Die priesterliche autoritative Tradition, die er als *Μνημοσύνη* verehrte und in sich selbst lebendig empfand, wußte noch, daß eine ältere, reinere Form der Gottesverehrung vor Zeiten im Nordosten Irans

¹⁾ Genau in dem letzten Lustrum seines Aufenthalts in Antiochia und gerade dort konnte er solchen Geistesfrühling an den neuen „Christianern“ studieren: „zeitgemäße Reform des Mosesgesetzes“ war auch Stephanos' Programm gewesen.

gewurzelt hatte, im Lande Zarathustras, in Baktrien, dort wo noch immer indoskythische Fürsten auf ihre Münzen Avestagottheiten neben dem griechischen Helios prägten, wo ein lange und oft beschrittener Heer- und Karawanenweg über die schroffen Höhen des Hindukusch hinunterführte in ein Gebiet, das — von den Indern Çakadvîpa genannt — inmitten brahmanischer Bevölkerung „maga's“ als Sonnenpriester beherbergte. Und weiterhin gab es da drüben sogar noch immer Atharvans, wie auch die Inder sie nannten, als eine Beter- und Denkerschule originalster Observanz! . . . Und was die Hyrkanier anlangte, so war ihm von diesen Mazdaverlehrern am Kaspischen See lange bekannt (schon Chrysippos hatte es berichtet: Cic. Tusc. I, 45, 108), daß sie ihre Toten von Hunden, als getreuen Tieren Ahuramazdas, zerfleischen ließen. Höchst überraschend dagegen war eine Mitteilung, die, wengleich schon aus Alexanders Zeiten (von dessen Begleiter Aristobulos) stammend, doch erst neuerdings (von Strabon 15, 1, 62) aufgefrischt worden war: daß in dem Indischen Reiche Taxila (Takshaçilâ) gewisse, für das dortige Milieu „unerhörte und singuläre Bräuche“ herrschten, so unter anderen der, daß man dort „die Toten Geiern vorwerfe“ . . . Nun, eines wie das andere war spezifisch avestisch! Und dem mußte man nachspüren.

So sehen wir denn also, daß Apollonios mit seinen zwei verläßlichen Freigelassenen¹⁾ abreist.

Nachdem er auf dem Wege zum Euphrat, in Hierapolis, seinen Damis, zunächst als Dolmetscher, angeworben, betritt er den neuen Boden, bei Zeugma an der Grenz-Zollstation, mit einem wiederum höchst charakteristischen Programm und Paßwort. Philostratos zwar benutzt dies Diktum nur als einen einzustreuenden erheiternden Witz; aber es ist mehr, wenn Apollonios auf die Frage nach etwaiger Importware mit derselben endlosen Liste von Femininen und Abstrakten aufwartet, die wir nun schon kennen. Erleichtert wurde ihm seine Aufgabe dadurch, daß er an Ort und Stelle keinen Dolmetsch brauchte und man, wie gesagt, schon auf sein Kommen vorbereitet war. Es folgten (zwanzig Monate lang) Konferenzen mit den Magiern; und wieder an entscheidender Stelle, wie nicht zu verwundern bei subalterner Stellung und Auffassung, läßt uns Damis' Bericht im Stich, und unser Buch bemerkt lakonisch: „Ueber die Magier hat Apollonios die Mitteilung gemacht, die (uns) genügen muß: zusammengewesen sei er mit ihnen und habe zum einen Teil gelernt, andernteils aber beim Abschied als ihr Lehrer dastand.“ Und als Damis sich einmal die Frage erlaubte, was an ihnen sei, wurde er mit dem Satze abgespeist: „Weise sind sie, aber nicht in allem.“ Dem König Bardanes bringt der Gast als Geschenke ebenfalls die bewußte Reihe von Tugend-

¹⁾ Sie sind ihm, so gut wie Damis, lebenslang treu geblieben (VIII, 30).

Abstraktionen mit und bekundet bei der ersten Begegnung, als er ihn beim Roßopfer an den Sonnengott findet, sofort seine Eigenschaft als Feuerpriester und seinen Reformatorenstandpunkt, indem er für sich den blutigen Kult ablehnt, ebenso wie später die Teilnahme am Waidwerk; er fühlt sich eben allüberall „unter den Augen der Tugend“ und sieht in mancher Beziehung die Perser als „Barbaren“ an. Die Majestät aber, weit entfernt von Verstimmung, ist „allezeit froh bereit, seine Vorschläge zu verwirklichen“, und nicht minder zeigen sich die Magier „weise und entgegenkommend“.

Aber wir wissen es ja schon: an dieser Stätte war, mindestens für jetzt, dem sehnsüchtigen Gottsucher seines Bleibens nicht. Er mußte weiter wandern, um in der Ferne das schöne Ideal gottinniger, reiner Lebensführung und höchster Weltweisheit zu entdecken. Also — auf zum Indus!

Bardanes tat was er konnte, die weite Reise zu erleichtern, indem er u. a. seine politischen Beziehungen benutzte, um ihn brieflich an den „Satrapen der Induslinie“ zu empfehlen. (II, 17.)¹⁾ Es mag a. 45 n. Chr. gewesen sein, als Apollonios seinen Weg fortsetzte. Welche Erschütterung, welche Schauer der Frömmigkeit unsren Magus faßten, als er nach langer Wanderung den Chaiberpaß überschritt, das zittert deutlich in unserm Buche nach. Hier war geweihte Stätte, hier stand gottlob kein Tempel noch Götterbild, hier dem Himmel zunächst, durfte man den Höchsten in geistiger Gestalt, in Reinheit und Echtheit anbeten; das war ja die Höhe, der „Nabel der Gewässer“, wo „der siegreiche Mithra sich mit lauterem Glanze erhob“, wie der Avesta sagte, wo einst von Zarathustra „die heiligen Fragen getan wurden“, wo die Verkündigung des Wortes und der Erkenntnis geschehen war. In der Indusebene begegnen die Reisenden dann den Spuren der Çiva-Verehrung (Dionysos nennen sie den Gott) und gelangen endlich richtig nach Taxila. Hier herrscht als König der treffliche junge Phraotes — indisch Pradyota genannt, also einer stolzen Dynastie angehörig, die vor Zeiten den Thron Magadhas, eines bedeutenden Gangesreiches, innegehabt hatte. Apollonios, der zunächst mit ihm durch den Dolmetscher verkehrt, dann aber durch sein Griechisch angenehm überrascht wird, sieht sich mit Ehrerbietung aufgenommen und erfährt, daß den Monarchen auch persönliche Beziehungen mit jenem Osten verknüpfen: sein Lehrer Jarchas, der ihn neun Jahre lang im Veda unterrichtet²⁾ und schließlich auch feierlich inthronisiert hat, ist ein Gangasohn (II, 41; III, 17, 20, 26), der nunmehr das Oberhaupt derjenigen Körperschaft bildet, die der

¹⁾ Der wiederum schrieb dann im gleichen Sinne an „seinen König“, d. h. nach Taxila. Bezeichnend ist, daß von baktrischen oder indoskythischen Dynasten nirgend die Rede ist.

²⁾ Dies die kanonisch bestimmte Zahl für solchen Unterricht, laut Manus Gesetzbuch (2, 66; 3, 1).

Forscher eigentlich aufsucht, der „Weisen“, der „schlechthin Weisen“. Welch eine günstige Fügung! So lag nun also auch der weitere Weg offen, und Phraotes verfehlte nicht, seinen Gast dem Jarchas aufs wärmste zu empfehlen (II, 41) als einen Denker, der von seiner Weisheit noch zu lernen wünsche, und als einen Vertreter der Tradition. Diese *Μημοσύνη* bewährte sich hier wieder aufs herrlichste, fast wie eine gute Fee, ein persönlicher Schutzgeist ihres Trägers. Er, der die Atharvans suchte, konnte schon jetzt und hier hören, was darüber Indiens Ueberlieferung wußte. Atharvan war in grauen Zeiten jener erste Priester gewesen, der das Feuer vom Himmel herabgeholt, den Soma (Haoma) dargebracht und Gebete gelehrt hatte: er hatte mit Wunderkräften das Dämonische überwältigt, hatte von den Göttern Paradiesesgaben empfangen, und als ihr Genosse und Verwandter selbst im Himmel gewohnt — genau wie weiland der hellenische Tantalos! Und nun — o Glück! — gehörte gerade Jarchas jener Vedaschule an, die auf Atharvan als ihren Patriarchen zurückblickte, die im Besitze einer ganzen, auf ihn zurückgehenden Bibel war. Aber noch nicht genug der Ueberraschung! Apollonios hörte hier den Namen Atharvan in engster, fast ständiger Verbindung nennen mit einem zweiten, nicht minder altvertrauten einheimisch iranischen: Angiras. Wer waren die Angiras denn eigentlich gewesen? Der Veda sagte es klar: ein Geschlecht höherer Wesen, das zwischen Göttern und Menschen stand — als Sendbote und Vermittler, *ἀγγαροι* oder *ἀγγελοι* — Söhne des Himmels, auch Genossen der Sonnen- und Lichtgötter; so waren sie Väter alter, berühmter „gentes“ geworden, nämlich der sieben ersten Priestergeschlechter. Sie hatten „die erste Satzung des Opfers ersonnen“, hatten „durch ihre Worte, Gesänge, Litaneien, mit entflammtem Feuer, dank dem rta (dem Recht, avestisch: *asha vahista*) den Wolkenfelsen gesprengt, daß das Licht, die Sonne durchbrechen konnte“. Sie sind, die „im sonnenlosen und im sonnenbeschiedenen Luftraum sitzend¹⁾, diese (irdischen) Wesen geordnet, die Morgenröte erzeugt, den Himmel mit Sternen geschmückt“, Nahrungssegen sich und der Menschheit erworben. . . Und über das alles sollte er, Apollonios, nun noch genauere, genauste Auskunft gleichsam aus erster Hand erhalten! Schon nach dreien Tagen bricht er auf, von des Königs Führer geleitet, jene „Schlechthin Weisen“ zu finden. Führer und Dolmetsch unterhalten die Fremden mit dem bunten Sagenschatz einheimischer, üppig wuchernder Phantasie; denn bis zum Ziele hin ist es noch eine weite Wanderung. Der Weg führt bis ins Gangesgebiet, genauer das Stromland zwischen Jamuna und Ganges — bei den Indern selbst wohlbekannt als Brahmarshideça „das Land der heiligen Weisen“, sowie es etwa das Gesetzbuch des Manu in vollem Flor kennt. Es ist bezeichnend,

¹⁾ Vergl. III, 14 und 15!

daß der Buddhismus, der doch schon halbttausendjährige, weltverneinende, für Apollonios einfach nicht vorhanden ist: ihm, dem Lebens- und Schaffensfreudigen, hatte der rein nichts zu sagen. So gelangt die Reise endlich ans Ziel, die Denkerburg in Waldeseinsamkeit auf dem Hügelturn, den Shiva und Vishnu vor Zeiten vergeblich berannt. Die Asketengruppe, die hier haust, lehnt aber nicht nur den Dienst der genannten Götter ab, sie fühlt sich auch hoch erhaben über die Durchschnittsbrahmanen der westlichen Gebiete (Oxydrakai) und ihre Dutzendweisheit. Hier wird nun der bestangemeldete Fremde wohl aufgenommen, als würdiger Vertreter der Tradition (III, 16), deren hohen Wert man hier (als smrti) nicht minder schätzte. Smrti war sogar die Gattin des Angiras! Indes weiß Damis sich drunten und draußen über das bloße Zu- und Nachsehen mit allerlei tollen Fabeleien hinwegzutrusten, deren unwitternden Spuk er wieder der blühenden Einbildungskraft der Eingebornen verdankt. Apollonios selbst faßt seinen Eindruck gelegentlich in die knappe Formel: „Ich sah die Brahmanen, wie sie auf der Erde hausen und doch nicht auf der Erde, wie sie ohne alle Befestigung doch eine feste Burg haben und dabei keinen Besitz als den, der aller Welt gehört.“ Die positiven Angaben des Buchs, auf denen fußend man das schwerfaßbare Bild dieser seltsamen Heiligen genauer bestimmen und zeichnen möchte, sind aus begreiflichen Gründen ziemlich blaß und verschwommen; soviel scheint sich aber doch zu ergeben: wir haben es hier mit einer Denkrichtung zu tun, die, von dem offiziellen Priestertum abgezweigt und weit entfernt, einer pantheistischen Mystik nachhängt, wie sie etwa in den Atharva-Upanischaden vertreten ist und in dieser Enklave sich in einer gewissen Reinkultur, in besonders potenziierter Form entwickelt und gesteigert haben mochte. Wenn Jarchas sich zu dem Satze versteigt: „Wir halten uns für Götter, weil wir gute Menschen sind“, so spricht daraus weniger das alte Gottgleichheitsbewußtsein des herrschenden Priesterstandes — das neben die Himmlischen als ranggleiche Erdengötter die vedakundigen Brahmanen setzte — als vielmehr jene inbrünstige Kraft der Meditation, Spekulation, Intuition, die hoch und weitgespannt die Trennung zwischen Ich und Weltseele (Atman, Brahman, Allgeist) schwindelnd überbrückt, die in Betrachtung eines Gebetshymnus die Worte findet: „Wer dies Opferlied als in das Weltall verwoben begreift, der wird zum Weltall . . . der weiß das Weltall; die Verehrungsformel heißt: „Ich bin das All . . .“¹⁾. Diese imposante Entrückung und Verzückung rüstet die Bevorzugten natürlich auch mit einer besonderen Seelenkraft aus, die Apollonios seinerseits zwar potentiell

¹⁾ Im Munde des gehässigen Euphrates (VI, 7) klingt das freilich anders: „Apollonios dünkt sich nicht geringer als Helios und Himmel und Erde; Er gebe Dem All den Anstoß und den Umschwung. Er versetze es auch an einen beliebigen andren Platz.“ Zur Erläuterung diene der treffliche Aufsatz von Deußen, Vedānta und Platonismus (im MCG 1904 Heft 1; s. namentlich S. 13/14).

längst in sich verspürt hat, bei ihnen aber zur Virtuosität ausgebildet findet und von ihnen vermöge seiner persönlichen Makellosigkeit erst recht gebrauchen lernt — die (schon oben erwähnte) πρόφωσις, die hellseherische Vorahnung.¹⁾ Ueberhaupt merkte Apollonios alsbald, daß er hier in der Tat das ihm vorschwebende Ideal gefunden hatte, eine höchstentwickelte Technik und zugleich Symbolik des rituellen Wesens. Hier endlich wußte und lehrte man es, daß das reine Opfer mit der rechten Anrufung eine Macht sei, der auch die Götter nicht widerstehen können, eine Macht, deren Wille geschehen mußte wie auf Erden also auch im Himmel. Ein Gesamtaufenthalt von vier Monaten brachte ihm für seine Zwecke den reichsten Ertrag, um so reicher, als auch Jarchas wieder des Griechischen mächtig war. Man war sich der Urgemeinschaft klar bewußt, und auf den Namen des alten Doppelstammvaters Atharvan-Tantalos wurde engste Freundschaft geschlossen (Vit. III, 25, 32, 51; VII, 14; Brief 78) für immer und ewig. Apollonios konnte sich hier in der Tat im „Nabelpunkte“ (III, 14) einer ungeheuren, altvertrauten und doch so neuen Welt fühlen.

Unser Buch faßt das endliche Gesamtergebnis katalogmäßig so zusammen: „An den bloßen Disputationen durfte auch Damis teilnehmen; die geheimen Studien aber — über Sterndeutung, Vorahnungen, Opferwesen und Anrufungen, wie sie die Götter gern haben — betrieben nur Apollonios und Jarchas. Auf Grund dessen hat Apollonios vier Bücher über Sterndeutung verfaßt, und außerdem anderes über Opfer, nämlich: wie man wohl jedem einzelnen Gotte so recht entsprechend und willkommen opfere . . .“²⁾ Und so hatte der Gast wohl recht, beim Abschied dem Wirte seinen Dank in das Wort zu kleiden: „Ihr habt mir vergönnt, durch den Himmel meinen Weg zu machen! Des will ich gedenk bleiben, auch vor Griechen, und will Rede mit euch tauschen, als wäret ihr noch da“.

Er hat Wort gehalten; bis an seine letzten Zeiten hat er nicht aufgehört, das Beste seiner eigenen Weisheit jenen unvergeßlichen Tagen im Gangeslande gutzuschreiben³⁾. — Dieser Aufenthalt trug nun seine nächsten Früchte schon bei Bardanes, der auf der nunmehrigen Rückreise (c. 47) natürlich wiederbesucht ward; hier wird jene schon vorher angebaute Reform des Magierdienstes in großem Stile und mit noch weiteren Gesichtspunkten fortgeführt worden sein, unter tunlichster Schonung und Rettung wertvollen, überkommenen Bestandes — getreu dem

¹⁾ Dieses Talent wird an Apollonios in unsrem Buche vor dieser Reise nur 2 mal, nachher aber 21 mal an Einzelfällen nachgewiesen; mit ihr hängt auch die Medizin (als Diagnose) zusammen.

²⁾ Philostratos fügt hinzu: Dies letztere Werk habe er auf seinen Reisen viel verbreitet gefunden in Tempeln, Gemeinden und gebildeten Familien; es bedürfe keines Kommentars.

³⁾ Von nachträglich gepflegter Korrespondenz hören wir mehrfach (V, 2 sogar über Ozeanographie).

Grundsatz (VI, 20): „Wollte man über die Kultbräuche der Vorzeit, deren ehrwürdiges Alter sich unserem Verständnis entzieht, schroff aburteilen, es gleichsam dem Himmel verargen, daß er sie gerne sieht, wohin käme man da?“ — aber doch unter Abstellung eingeschlichener Mißbräuche und dunkelmännischen Treibens, wie sich dergleichen z. B. in den abendländischen sogenannten Mithrasmysterien breit machte; da sagte Apollonius gewiß (wie VI, 11): „Was den Sonnendienst betrifft und seine gottwohlgefällige Gestaltung, so wißt: es sind Götter der Tiefe, die an (Blut)gruben Behagen finden und an den Vorfürungen in einer Höhle! Bei der Sonne aber ist das Luftreich der Träger: wer ihr zu Dank will singen und sagen, der soll sich von der Erde erheben und mit ihr in freier Höhe schweben! Das möchten alle, es könnens aber die Inder allein“.

Es wird immer eines der merkwürdigsten Schauspiele bleiben, wie ein religiöses Gemüt tiefgründiges Studium und zähe Energie daran gesetzt hat, so etwas wie eine arische Weltreligion zu stiften oder — zu finden. Wußte es dieser Mann noch oder ahnte er es schon, was erst die Heutigen wissen, daß urzeitliche Erbgenossenschaft und Stammesverwandtschaft auch hellenisches Wesen mit feinen Fäden an das Brudervolk im Himalayalande band¹⁾? Jedenfalls hat er Beziehungen hergestellt, denen immer genauer nachzugehen eine allzulange verabsäumte Pflicht zu sein scheint. Die Kenner der Avestatexte wie die des indischen Altertums werden vielleicht das unberechtigte Mißtrauen aufzugeben haben, das sie dem Philostratosbuche bisher entgegengebracht, um in gewiß zahlreichen Einzelheiten, die sich meinen Augen entziehen, die hier gegebene allgemeine Skizze zu vervollständigen und zu bereichern; ihren eigenen Wissensgebieten kann das in mancherlei Punkten recht förderlich sein. — Wie lange Apollonios diesmal bei Bardanes verweilte, das verbirgt sich unserer Kenntnis.

Mit seinem dritten großen Bruchstück der Berichterstattung setzt Philostratos etwa a. 62 ein, um nun neun Jahre lang seinen Helden weiterzubegleiten. Wunderbar! Apollonios ist auch hier immer derselbe und doch ein anderer. In Jonien, das nunmehr sein Stützpunkt und Hauptquartier zu sein scheint, tritt er vor uns hin im beginnenden Greisenalter auf der Höhe eines weitverbreiteten Ruhmes, der wieder und noch immer wie ehemals der pythagoreischen Philosophie sein Credo und Gelübde ablegt und dafür ihren Segen empfängt (VI, 11): „Dir, der du rein bist, verleihe ich die Kraft der Vorahnung (πρόρρωσις) und fülle Dir das Auge so mit Lichtesstrahl, daß du Gott und Heros (fravashi) erkennen, Schemen aber, die sich Menschengestalt anlügen, entlarven kannst“. Morgens und mittags aber hält er seine Gebete an die Sonne ab. Was ihn wieder rastlos treibt, ist das vergleichende Studium aller Formen der Gottesverehrung, wo er

¹⁾ Noch einmal sei hier auf Deubens Arbeit in diesen Heften verwiesen.

deren nur irgend habhaft wird; alle Tempel besucht, alle Bekenntnisse befragt er (IV, 24, vgl. I, 16, 19). Sein Rat wird oft eingeholt, oft im Sinne der Reform befolgt; Sparta begrüßt ihn geradezu (IV, 31) als „Vater ihrer Jugend, als Gesetzgeber für Lebensführung, als Ehrenmitglied des Aeltestenrates“. Freilich bleibt ihm Enttäuschung nicht ganz erspart; bezeichnenderweise sind es stets gerade Priester, die an die bekanntgewordene Wanderfahrt des hehren Sonderlings eben nur den bekannten häßlichen Hintersinn des Magiernamens zu hängen wußten: sie schalten ihn Zauberer (γόης), gerade wie nachmals der uns bekannte Euphrates. Apollonios aber läßt sich in seiner Propaganda nicht irre machen. Denn wirklich, er wirbt jetzt offensichtlich Anhänger für seine Ideen — und das mit großem Erfolge. In wachsendem Maße schart sich um ihn ein Kreis von Jüngern (εταῖροι, ὁμιληταί, γνόρμοι), manchmal über 30 Köpfe — neben Damis ständige Begleiter wie Dioskorides, Phaidimos, Menippos, übrigens aber im Wechsel des Aufenthaltsortes mannigfach erneut — so daß wohl von einem ganzen Chor von Philosophen die Rede ist (IV, 36) und er selbst einmal redet von seiner „Gemeinde“ (κοινόν), indem er neben den eigentlichen Genossen auch noch deren Diener miteinbegreift (IV, 34). Wenn einige Spuren nicht trügen, so darf man sogar von einer Art von Bruderschaft reden (ganz wie in Apollonios' jungen Jahren), die mehrere Grade zuließ — ganz der pythagoreischen Art gemäß. In ihrer Mitte bildet sich dann auch allmählich, wie natürlich, eine Tradition über den Verehrten, seine Worte, seine Großtaten, sienennt sich — ebenso natürlich — „wahrheitsgetreuer Bericht“ (ἀληθῆς λόγος, VIII, 31); gerade sie aber — am allernatürlichsten — ist die Quelle geworden, aus der Mit- und Nachwelt ihr Wissen von veritablen Wundertaten des Meisters nur zu eifrig schöpften. Welcher Religionsstifter wäre je irgendwo diesem Schicksal entgangen?

So sehen wir denn Apollonios hinziehen auf eine zweite große Rundfahrt, Studienreise und Predigtwanderung (etwa 64 n. Chr.), die in Athen beginnt, um ebenhier zu enden: sie führt durch ganz Griechenland und über Kreta nach Rom — wo ihm selbst der böse Tigellinus nicht schaden kann; — dann lockt ihn nach Spanien der Ausblick auf Ebbe- und Flutphänomene sowie das Gerücht einer vorgeschrittenen Gotteserkenntnis dort, und er würdigt den derzeitigen Statthalter (Galba?) eines geheimen, hochpolitischen Gespräches. Dann geht es über Libyen und Etrurien nach Sizilien: hier (68) sieht und sagt er die Wirren nach Neros Tode voraus und ebenso den späteren Untergang des Schiffes, das ihn bis Akarnanien bringt: auf einem andren erreicht er glücklich wieder Athen, wo er sich in die Mysterien von Eleusis einweihen läßt.

Im Frühling 69 n. Chr. beginnt die dritte große Reise, eingeleitet durch einen gottähnlichen Triumpheinzug in das jubelnde Alexandria. Bei der Menge hat ihn längst die Fama populär gemacht, und gleich

seine erste Tat, die Rettung eines Unschuldigen vor Hinrichtung, rechtfertigt die hochgespannte Erwartung; des Hohepriesters blutiges Opfer beschämt sein Weihrauchbrand (genau wie bei Bardanes I, 31), dessen heilige Anzeichen er, als echter und rechter Atharvan, gerade so geläufig liest wie manche Runen in der aufgehenden Sonnenscheibe. Der anwesende Vespasian, der dicht vor seiner Thronbesteigung steht, empfängt ihn: „Mache Du mich zum Kaiser!“ und gibt ihm so Gelegenheit zu kostbaren Ratschlägen über Herrscherpflicht. Er billigt die Absichten des Prätendenten in längeren Reden, die den Vortrag zweier anderer Redner aus dem Felde schlagen, des (später so berühmten) Dion von Prusa und des bewußten Euphrates. Und ebendiese Niederlage sowie die Scheu vor dem Scharfblick des Menschenkenners motiviert die von da an immer wachsende gefährliche Scheelsucht des letzteren. Dem Kaiser bewahrt Apollonios seine Freundschaft, sich aber dabei doch das Recht des Freimuts. Endlich (70) Aufbruch ins Oberland, nach Aethiopien, um in Begleitung von 10 Schülern die Weisheit der Gymnosophisten kennen zu lernen und aus der Nilquelle zu trinken. Vorbei an den Pyramiden gelangt man zur Memnonssäule, wo dann der Sonne geopfert wird. Das Kollegium der „Nacktweisen“ empfängt den Gast alsbald mit einer Probe vermeintlich höherer Macht: auf Befehl muß eine Ulme den Ankömmling in artikulierter, weiblich klingender Sprache begrüßen¹).

Im übrigen teilt der Sprecher Thespesion — weil ein Sendling des schlimmen Euphrates im voraus Verdächtigungen ausgestreut hat — allerlei Seitenhiebe aus auf die Konkurrenzweisheit der Inder, als sei sie „gewalttätig“, d. h. zauberisches Gaukelwerk. Die Antwort aber lautet umfänglich und völlig niederschmetternd: Apollonios lehnt zunächst die landesüblichen Götterbilder als „geschmacklos und lächerlich“ ab; dann als Freund und Pair der sonnenreinen Geistesfürsten des Ostens demütigt er so rücksichtslos allen Hochmut, daß Thespesion errötend einlenkt, der Jüngste der Genossenschaft aber sich als Apostat begeistert dem Gefolge des Siegers anschließt . . . Bis zum dritten Nilkatarakt noch dringt man südlich vor: nahe dabei versteht der Meister in einem Dorfe eine Satyrerscheinung durch Berauschung unschädlich zu machen, was die Nacktweisen bisher nicht gekonnt. — Zurückgekehrt hat Apollonios (gegen Ende 70) noch Gelegenheit, mit dem Eroberer Jerusalems, Titus, schriftlich und mündlich auf kappadokischem Boden in väterlich-erziehlichem Sinne zu verkehren . . . Dann reißt unserm Erzähler von neuem der Faden. Es ist deutlich eine Schlußbemerkung, wenn Damis (VI, 35) sagt: „Nachfolgend machte Apollonios noch manche Reise, aber so viele

¹) Dieser Zug findet sich gleichfalls in der (alexandrinischen) Alexander-sage, die dem Könige von sprechenden Bäumen in Indien bei Sonnenunter- und Aufgang seinen nahen Tod weissagen läßt. Dem Mohammed kommen dann gar schon die Bäume entgegen.

nicht mehr, auch nicht zu andern Völkern als die er schon kannte. Nach längerem Aufenthalt in Aegypten, weilte er dann in Phönikien, Kilikien, Jonien, Achaja und Italien nochmals, und überall so wie bisher . . . Man hat sich sein Auftreten ähnlich zu denken wie die Besuchsreisen der Asklepiaden (berühmter Aerzte).“ „Solches war, was er getan zum Besten von Tempeln und Staaten, für und vor ganzen Einwohnerschaften, für Tote oder Sieche, vor Gebildeten und Ungebildeten und vor Königen und Kaisern, die ihn zu ihrem geheimen Rat für Tugend machten“ (VI, 43) . . .

Da nun aber dem fleißigen Philostratos noch ein Nachtrag vorlag, den Damis ein rundes Vierteljahrhundert später dem Schlußakt des großen Lebensdramas widmen zu sollen geglaubt, so mühte er sich redlich, die klaffende Lücke durch ein paar allerwärts her zusammengeklaupte Anekdoten zu überkleistern — von denen höchstens die eine Notiz interessiert, daß Apollonios einmal am Hellespont habgierige betrügerische „ägyptische und chaldäische“ Bettelpfaffen ausgetrieben habe. Dann aber folgt jener letzte Abschnitt, zu feierlichster Breite ausgearbeitet, ein Karton al fresco: der urgreise Patriarch, trotz seiner mehr als Neunzig noch immer von frischer Schönheit, als Angeklagter vor Domitian (94). Wie kam es nur dazu? Durch den entrüsteten Freimut, womit Apollonios das wachsende Schreckensregiment des mißtrauischen Despoten in anhaltender Opposition, furchtlos lautem Tadel, ja offener Aufrührpredigt verwarf, nicht ohne seine Jünger als Agenten zu verwenden, — wohl von Jonien aus schon seit 89, wo ein erstes Edikt des Kaisers die Philosophie aus Rom vertrieb. Man bezichtigte ihn gradezu eines geheimen Einverständnisses mit dem kommenden Manne, mit Nerva. Wir werden also Zeuge, wie der Greis nach Rom zitiert wird; er geht, um Nerva zu entlasten, mit Damis allein ab: die Jünger, die von einer „geheimen Reise“ hören, sehen ihn womöglich schon — wie weiland Abaris, den mythischen, skythischen Apollopriester — auf einem Pfeile rittlings davonfliegen. Der freundlich gesinnte Gardepräfekt Aelian bereitet ihn auf die vier Anklagepunkte vor: a) Tracht und Lebensweise, b) *πρόγῳσος* (anlässlich der ephesischen Pest, a. 62!) und gottartige Anbetung seitens eines gewissen Publikums, c) Aeußerungen gegen den Kaiser, d) ein angebliches magisches Knabenopfer zu Nervas Gunsten . . . In leichten Gewahrnsam gebracht, tröstet er hier so manchen seiner zahlreichen Mitgefangenen. Endlich naht die Stunde, wo ihn Domitian zu sehen wünscht; betroffen von der Erscheinung, bricht der in die Worte aus: „Einen Geist bringt man da vor mich!“ Als Apollonios aber Nerva in Schutz nimmt, muß er den vollen Zorn des Tyrannen fühlen: er wird kahl geschoren, wie ein schwerer Verbrecher gekettet und abgeführt. Im Kerker tut er vor Damis' Augen ein Wunder: er zieht seinen Schenkel mühelos aus der Fessel — um ihn dann wieder hineinzustecken; ein Niebesieglicher, der seiner

Ketten spottet! Bald darauf wieder (dank Aelians Verwendung) zum leichten Arrest begnadigt, schickt er nun seinen Damis fort, vorauf nach Puteoli. Bald wird er vor den eigentlichen Gerichtshof geführt: in hochnotpeinlicher Verhandlung steht ihm ein berüchtigter Angeber gegenüber, dem ein Freigelassener des Euphrates souffliert. Ein knappes Frage- und Antwortspiel mit Domitian über besagte vier Punkte — und alsbald spricht dieser ihn frei, unter Vorbehalt einer späteren Audienz. Da aber zeigt Apollonios aufs neue, er sei mehr als ein Mensch: mit stolzer Ablehnung wird er plötzlich unsichtbar und vom Tribunal entückt. Damit nicht genug, erscheint er wenige Stunden später dem Damis sowie einem befreundeten Dritten lebhaft in Puteoli und dankt gerettet dem Apollon und dem Helios. . .

Als im Herbst des Jahres der schon Totgesagte in Olympia sechs Wochen weilt, ruft er eine wahre Völkerwanderung von Verehrern hervor. Bald darauf macht er gleichsam Testament, indem er aus dem Höhlenstollen des Trophonios-Orakels¹⁾ in Bötien ein Buch mit heraufbringt, das die Treue eines ganzen langen Daseins krönt: sein Glaubensbekenntnis zu Pythagoras. Aber noch sind ihm zwei Jahre vergönnt; in Athen (?) kann er noch einmal stattliche Heerschau abhalten über seinen Nachwuchs: „bis aus Jonien kamen sie, alle die Jünger, die Griechenland nur die Apollonier nannte“; dazu noch immer neue Proselyten; und er weidete „die Herde seiner Schafe“. Schließlich zog der Seelenhirte mit ihnen wieder nach seinem vertrauten Jonien hinüber. Hier wars auch, in Ephesus, wo sein fernschauender Geist am 18. Sept. 96 den Akt der Ermordung Domitians zu Rom aufs allerheftigste mitdurchlebte und so die Stadt in höchste Erregung versetzte. Der neue Kaiser, Nerva, bewirbt sich sofort schriftlich um seinen Beirat; mit der Antwort schickt der Meister den Damis nach Rom, um inzwischen „ohne Zeugen zur Rüste zu gehen“ — auch hierin ein echter Diener seines Gottes. Denn nach persischen Begriffen bringt schon der bloße Anblick einer Leiche Befleckung. Ueber das eigentliche Ende aber weiß Philostratos, da Damis nun versagt, nur noch selbstgesammelte Gerüchte vorzubringen, die sich selbstverständlich widersprechen, obschon sie alle sicherlich der dankbaren Verehrung der überlebenden Jünger in Ost und West und ihrem „ἀληθῆς λόγος“ entstammen²⁾. Die parsischste der Fassungen lautet: Auf Kreta wars — dort wo er auch vor Zeiten (a. 65; IV, 34) nicht versäumt hatte, auf einsamer Spitze der ragenden Idakuppe, angesichts der Kultstätten des hellenischen Götterkönigs, seines einheimischen Höhendienstes zu gedenken, — da kam er plötzlich um die Geisterstunde

1) Dessen Beschreibung durch Pausanias (9, 39. 40) zeigt auffallend viel Apolloniosmäßiges. Auch Lukians Menippos sieht nach Reminiscenzen aus.

2) Ob diese Tradition nicht in diesen Kreisen, ähnlich wie unsere Evangelien, vereinzelt schriftlich festgelegt worden ist? Sechs Hexameter, im Kirchenliedstone orphischer Hymnen, zitiert Philostratos, woher stammen die?

bei einem Bergtempel an. Dessen wachsame Rüden aber, statt anzuschlagen, wedelten ihm vertraut entgegen. Alsbald schalt man ihn einen Zauberer und machte ihn dingfest; als es aber Mitternacht war, streifte er die Fesseln ab, eilte vor aller Augen dem Allerheiligsten zu — die Türflügel schlugen vor ihm auf und hinter ihm zu; man hörte es noch wie frommen Mädchen-sang klingen: „Empor von der Erden! Ein zum Himmel! Steige, Pilger!“ . . . Und noch nach solcher „Wandlung“ hat er sich späterhin einem vorlauten Unsterblichkeitsleugner belehrend offenbart . . .

IV.

Soweit das Werk, dessen geistige Nährmutter Julia Domna war. Entsprach es wohl der gestellten Aufgabe und den daran geknüpften Hoffnungen? Unser heutiges Empfinden möchte wohl geneigt sein, es zu verneinen. Seiner Zeit aber ist das Buch völlig gerecht, ja eine vorzügliche ethisch-religiöse Tendenzschrift, ein Erbauungsbuch von klassischem Werte geworden. Am stärksten müssen sich davon jedenfalls die „Christianer“, die Messiasgläubigen betroffen gefühlt haben: für sie und ihren Gottessohn schien diese immerhin halbamtliche Publikation einen Schlag ins Gesicht zu bedeuten¹⁾. Wo blieb denn für den Nazarener in den Augen der Masse der stärkste Beweis des Geistes und der Kraft, wenn hier Zeugnis abgelegt war von einem, der als gottgeboren galt, der mit Schwanensang statt himmlischer Heerscharen verkündet ward, dem ein Blitz zum Gruße herabfuhr statt der weißen Taube, dessen Fröheife im Tempel gleich verwundersam erschien wie die des Jesusknaben? Und weiter: war denn nicht auch hier Wundertat und Weissagung in Fülle schwarz auf weiß verbürgt — dämonenaustreibung, Erweckung vom Tode, Hellscherei einmal über das andere? Und die Szenen vor Domitian, mit Verhöhnung und Mißhandlung, — wobei auch der Judas nicht fehlte, Euphrates — das ließ sich ungefähr der Passionsgeschichte an die Seite stellen! Ja, wer da wollte, konnte noch zu guterletzt Parallelen von Jesu Höllen- und Himmelfahrt, auch eine Thomasgestalt und eine Damaskusbekehrung entdecken . . . Wenn also die kühnsten Hoffnungen der besonders im westlichen Reiche weitverzweigten Messiasgemeinde vielleicht jetzt schon an eine leise auftretende, langsam stetige Gewinnung auch der römischen „Gebildeten“, der oberen Gesellschaftsschichten gerührt hatten, so war nunmehr diese Aussicht auf einmal weit, weit zurückgedrängt; ein volles Jahrhundert neuen, angestregten

¹⁾ Zumal da höheren Ortes offener Antisemitismus durchblickte (V, 27 verlautet, Apollonios habe eine Reise nach Jerusalem vermieden als „in ein Land, das seine Einwohner befleckt hatten durch ihre Handlungen wie durch ihre Duldungen“; und V, 33 hieß es gar: „Die Juden stehen von jeher nicht bloß Rom fern, sondern aller Welt — mit ihrem Sonderdasein, das weder Mahlzeit noch Spenden noch Gebet noch Opfer gemein haben will mit Menschen — ferner als Susa, Baktra und Indien!“).

Ringens kostete sie dieses eine Buch! Unter dem Banner seines so unpersönlich aufgefaßten Sonnendienstes konnten sich in friedlich fröhlicher Religionsmengerei alsbald alle möglichen bisher getrennten Elemente einen: die Anhänger des uraltgriechischen Lichtgottes und die Anbeter des Baal wie des keltischen Belenus, die Diener des Horus-Serapis und die Verehrer des Mithra, die Gläubigen der orphischen wie der pythagoreischen Konventikel. Und die so vorsichtig allgemein gehaltene Predigt der Entsagung und der Reinheit, der Tugend und Gerechtigkeit erhob schließlich die „guten Menschen“ jedweder Färbung als Entwicklungsideale zu höchstem Range empor.

Freilich, gleich Caracallas Nachfolger (und angeblicher Sohn), der vierzehnjährige Elagabal, Julius Großneffe, bisheriger Sonnenpriester zu Emesa, war die denkbar schlechteste Reklame für das, was manchen als die neue Haus- und Hofreligion der syrischen Dynastie erscheinen konnte: in einer kaum vierjährigen „Regierung“ gab er der entsetzten Welt das Schauspiel einer ekelhaften und wahnsinnigen Kindereikomödie; in diesem Baalsbastard war vom Keim an alles verfault. Dagegen der nun kam, sein dreizehnjähriger Vetter Alexander Severus (222 bis 235 n. Chr.), der letzte seines Stammes, ein gutherziger Schwärmer und idealistischer Schwächling, hatte sichtlich von Julius und Apollonios' Geiste einen Hauch in seiner Erziehung verspürt. Es entsprach durchaus seiner unentschlossen liebenswürdigen Art, seinem Bedürfnis nach Vermittlung, daß er einerseits von christlichem Wesen dies und jenes aufgegriffen hatte, andererseits aber den neuen Stern aus Tyana ebenso hoch schätzte. Er beobachtete im täglichen Leben so manche Gewohnheit dieses neuen Pythagoras, adelte auch die bisher nicht recht hoffähige Zunft der Astrologen durch amtliche Anerkennung und staatliche Anstellung und verehrte, wie schon oben erwähnt, privatim ein buntscheckiges Pantheon von großen Geistern aller Zeiten und Zonen. Seine und seiner Familie notorische Vorliebe wird es bewirkt oder doch begünstigt haben, daß jetzt sich ein deutlicher Apollonioskult hervorwagte, der auch dem Porträt des Gefeierten zu immer weiterer Verbreitung verhalf.

Die eigentliche Saat der neuen Zeit aber ging doch drüben in Aegypten auf; dort erhielt der ethische Grundgedanke des philostratischen Buches seine reiche philosophische Verwertung, Ausgestaltung, Vertiefung, Rechtfertigung mit Hilfe platonischer Ideen. Der große Plotinos, der Hauptvertreter des sogenannten Neuplatonismus, hatte seine Anregungen nicht ausschließlich der hellenischen Philosophie, dem Philon und der Gnosis zu verdanken: daß auch Lichtstrahlen aus der Gedankenwelt der Parsen und der Brahmanen — deren Brechung und Spiegelung z. B. in Apollonios' Schrift über Opferwesen zu beobachten waren¹⁾ — ihm aufgegangen sind, dafür spricht der sehnsüchtige Versuch, den

¹⁾ Man wird nicht wohl umhin können, auf etwaige Spuren indischer Spekulation — in der Upanischadenform — bei Plotinos zu achten.

der fast Vierzigjährige noch im Gefolge Gordians (auf dessen Feldzuge gegen die Neuperser 243) machte, die Weisheit der Magier auch seinerseits an ihrer Quelle zu studieren — leider umsonst! Er lehrte fortan in Rom ein volles Vierteljahrhundert und, was mehr war, lebte seinen hauptstädtischen Hörern und Verehrern, hoch und niedrig, ein Leben reinsten Seelenadels und hoher sittlicher Vollendung vor, — auch er umglänzt vom Schimmer unmittelbarer göttlicher Erleuchtungen; es war eigentlich das Leben des Apollonios, nur daß es zwischen Studierzimmer und Katheder ablief. Die Majestäten selbst, Gallienus und Salonina (260 bis 268) schwärmten für diesen Prediger, dessen geschlossene Persönlichkeit Theorie und Praxis so ganz aus einem Gusse zu bilden verstand und den man mit Recht als den letzten wirklich großen Philosophen der Antike bezeichnet hat. Soweit in jener politisch so überaus wirren Zeit von einem Einfluß auf die Staatsregierung die Rede sein kann, ist der seinige sichtlich der der religiösen Toleranz; gerade Gallienus und nach ihm Aurelianus respektierten durchaus fremde Ueberzeugungen, während z. B. vor ihnen Maximin und Decius, rohe Lagerkaiser, der gehässigen Stimmung der soldatischen Massen durch Christenverfolgungen nachgegeben hatten. Insbesondere ist Aurelian ein frommer Sonnenanbeter und Apolloniosjünger gewesen. Lag schon in seinem Namen eine Vorbedeutung¹⁾, so kam hinzu, daß seine Mutter Sonnenpriesterin (in der Nähe Belgrads) war; gern erlebte er, was sich als Wahrzeichen besonderen Schutzes seitens des Sol als seines Ahnherrn deuten ließ. Als er den schönsten seiner Siege, den über Zenobia von Palmyra, 270 n. Chr. bei Emesa erfocht (wiederum dank einer Himmelserscheinung), da brachte er dem „Gotte der Höhen“ (Elagabal) alsbald im Tempel zu Emesa überschwängliche Huldigung dar²⁾. Und als er in wilden Kriegesläufen an eine Zerstörung Tyanas dachte (ebenfalls 270), da erschien ihm Apollonios als der Ortsheilige mit dreimaliger ernster Fürbitte und rettete so die Stadt, wofür ihm dann im Tempel ein Porträt und Statuen gelobt wurden.

Des Plotinos Erbe wurde nun von Syrern angetreten: Malchus von Tyrus, genannt Porphyrios, war sein Hauptschüler, der (etwa 271) des Lehrers heiliges Amt in Rom übernahm, um ein Menschenalter lang namentlich literarisch in seinem Sinne zu wirken. Er war der erste, der den ganz neuen Ton der Polemik deutlich anstimmte: die trotz aller Gefährdung immer mehr erstarkte Organisation der Christen fand in ihm einen wachsamen Beobachter, und als ein Rufer im Streite verfaßte er seine (jetzt verlorene) heftige Schrift gegen sie in 15 Büchern, deren negative

¹⁾ Die sabinische gens Aurelia, nach dem Morgenrot benannt, stellte einst im alten Rom die Sonnenpriester.

²⁾ Nicht minder hat er auch den Sonnentempel bei Palmyra reich begabt und einen gleichen Kult in Rom gestiftet, nämlich einen Tempel und festliches Kampfspiel, an jedem 25. Dezember zu feiern.

Schärfe er dann noch durch eine positive Schrift im Sinne seiner Theologie ergänzte. Damit war denn die Parole der Geisterschlacht deutlich ausgegeben: Hie Apollonios! Hie Christus! Und ein Kampf entbrannte auf der ganzen Linie, der erst tief im vierten Jahrhundert als endgültig ausgefochten gelten konnte. Es begann eine Vergleichung der zwei führenden Geister, Punkt für Punkt und Zug um Zug, ein feilschendes, mäkelndes Abwägen vom Werte und Berufe beider, das den grübelnden Scharfsinn wie die heiße Leidenschaft mehr als eines Skribenten hüben und drüben aufbot. Der kraftvolle Schöpfer des römischen Absolutismus, Diokletian, nahm schließlich selbst Partei: einer seiner höfischen Dichter, der fruchtbare Epiker Soterichos aus Aegypten, schrieb einen (metrischen) Lebenslauf des Apollonios, und sein bithynischer Statthalter Hierokles richtete — zum Zwecke oder zur Rechtfertigung der berüchtigten Christenhetze des Galerius, 303 n. Chr. — eine Schrift „an die Christen“, betitelt „Zur Steuer der Wahrheit“. Deren zwei Bücher enthielten, in engem Anschluß an das älteste aller antichristlichen Pamphlete (das „Wort der Wahrheit“ eines Celsus, von 178 n. Chr.) sowie an Porphyrios, die Zusammenstellung von Apollonios mit Christus zu Ungunsten des letzteren. Hatte schon Porphyrios den offenkundigen Widerstreit zwischen Paulus und Petrus kräftig ausgebeutet, so nannte Hierokles die „Petrus, Paulus und Konsorten“ rundweg Lügner, Ungebildete und Zauberer und warf den Christen die Leichtfertigkeit vor, mit der sie ihren Jesus „wegen ein paar Wunderaneddoten“ gleich vergotteten, während die wahre Bildung in dem gewaltigen Apollonios doch immerhin nur einen gottwohlgefälligen Mann erblicke. Eben dahin rechnete — was wir einer etwas späteren Schrift (des Makarios Magnes) entnehmen, was aber wohl auf Porphyrios zurückreicht — die spezielle Vergleichung der Verhörscene: Jesus vor Pilatus und Apollonios vor Domitian; nach der Meinung des Kritikers mußte Jesus nicht schweigend dulden „wie irgend ein Quidam von der Gasse“, sondern ernste Worte der Weisheit reden und darnach womöglich ebenfalls aus dem Palaste wunderbar verschwinden. . . . Mit dem vollen Brustton der Ueberzeugung mischte sich in den Chorus auch die Stimme eines in Rom ansässigen Historikers Vopiscus (305 oder 306): in seiner Biographie des Aurelian ließ er, nach Erzählung des obigen Tyanawunders, ein persönliches Bekenntnis einfließen zu dem „vielberühmten, hochangesehenen Weisen, dem echten Götterfreunde, der, selbst ein höheres Wesen, die Andacht der Menge verdient, dem verehrungswürdigen Philosophen“. An jenes Wunder glaubt Vopiscus „entsprechend der gebietenden Hoheit (majestas) des Apollonios; denn wo auf der Welt hätte es etwas Heiligeres, Verehrungswerteres, Göttlicheres gegeben? Den Toten gab er das Leben wieder; vieles, was über menschliches Vermögen hinausliegt, hat er geleistet in Tat und Wort. . . Auch ich will, bleibt mir das Leben und hilft mir seine Gnade, wenigstens in

Kürze sein Leben aufzeichnen, nicht als hätte ers nötig, sondern damit seine Wunder von allen gepriesen werden!“ Dies Versprechen blieb anscheinend unerfüllt; in dem hymnischen Ton aber klingt hell die Erregung des Tages wieder.

Doch auch die Christen blieben nichts schuldig, dem Porphyrios antwortete Methodios von Tyrus (in einer nicht erhaltenen Schrift) sowie der bekannte nachmalige Hofseelsorger, Kirchenhistoriker und Lobredner Konstantins, Eusebios von Cäsarea. Letzterer, besonders rührig, nahm aber auch des Hierokles Buch vor und widerlegte es nach Kräften. Wir besitzen diese Streitschrift noch: sie bemängelt, wie zu erwarten, die Echtheit der Apollonioswunder, die vielmehr zurückzuführen seien auf Beihülfe eines spiritus familiaris, eines Talismans u. dgl., verspottet des Philostratos Leichtgläubigkeit oder aber Verlogenheit und läßt von dessen Helden nicht eben viel Gutes übrig. Dem Eusebios sekundiert Lactantius — der etwa ein Jahrzehnt später, 317, an Konstantins Hofe Prinzenzieher wurde — mit dem weiteren Argument gegen Hierokles: Christi Wunder seien hauptsächlich darum beweiskräftig, weil sie die alttestamentlichen Weissagungen so genau bestätigten und erfüllten, also gewissermaßen prästabiliert waren, während Apollonios doch eben nur ein Magier d. h. Zauberer war und blieb. — So stritten zwei Ueberzeugungen den Vernichtungskampf: hier die Religion der „philosophisch“ Gebildeten mit ihrem nun auch schon vollentwickelten Monotheismus, der auch äußerlich im Sonnenkult eine Vielheit verschiedener und doch wesensverwandter Dienste zusammenfaßte, in ihm die Verehrung des Einen da droben wie seines sichtbaren Vertreters auf Erden, des Kaisers, durchsetzen wollte und nun einmal wohl oder übel Apollonios zu seinem Propheten gestempelt hatte — eine echte Religion des Orients; dort die Lehre von Sünde, Erlösung und Gnade, auf dem Grunde des alten Jehovahglaubens, die das Bild des Gekreuzigten vorantrug, weder geschultes Denken noch Kenntnisse voraussetzte und sich namentlich im Westen des Reichs bereits auf breite Massen stützte. Und inmitten der kluge Kopf, der kühle Rechner, der skrupellose Opportunist Konstantinus, der abwartend scharf auf das Zünglein der Wage blickte. . . Als dann endlich bei ihm, trotz aller persönlichen Einflüsse des Neuplatonikers Sopater, die Entscheidung für das Zeichen des Kreuzes ausfiel, da war der Stern des Apollonios bereits in langsamem Erbleichen. War, sagen wir. Gewiß hat kaiserliche Gunst und das Beispiel von oben rasch viele unter den Gleichgültigen und Urteilslosen zum Abfall und zur „besseren Erkenntnis“ gebracht; aber den Hauptgrund dafür, weshalb sobald eigentlich nur noch in gelehrten Reminiszenzen und Zitaten von dem Tyaneer die Rede ist¹⁾, darf man vielleicht anderswo suchen.

¹⁾ Immerhin bemerkt noch 333 ein christlicher Pilger aus Bordeaux auf seiner Wallfahrt nach Jerusalem bei der Station Tyana: inde fuit Apollonios Magus.

Der oben genannte Porphyrios, das geehrte Haupt der Neuplatoniker, hatte unter seinen mancherlei Arbeiten auch ein „Leben des Pythagoras“ hinterlassen (um 300 n. Chr.), das wahrscheinlich den Zweck, sicher aber die Wirkung hatte, das philostratische Evangelium zu überbieten, zu ersetzen, zu verdrängen. Die wachsende Messiasgefahr und der verschlechterte literarische Geschmack erheischte das gebieterisch. Und als die Zugkraft auch dieses Werkes bald nachließ, da verfertigte der Syrer Jamblichos — es mag etwa zur Zeit des Nicänischen Konzils gewesen sein, also in letzter Stunde, die dem alten Bekenntnis zu schlagen schien — eine wiederum noch viel superlativischer gefärbte Pythagoras-Biographie, gegen die dann später Athanasios mit seinem „Leben des heiligen Antonius“, wie es scheint, einen höchsten Trumpf ausgespielt hat. — Kaiser Julians Restaurations-epoche hat trotz ihres festen Glaubens an die allein seligmachende Kraft des Helios dem Apollonioskult auch keine Wiederauferstehung bringen können, so daß (etwa um 500 n. Chr.) literarisch auch der letzte Begeisterungsfunke in die Nacht des allgemeinen Unwissens erlischt).

Dies Schicksal des Tyaneers und seiner Lehre mögen wir als unabwendbar begreifen, wenn wir uns klar machen, daß doch wohl der Fluch der Unfruchtbarkeit von vornherein dem überkühnen Bestreben verhängt war, Unvereinbares zu vereinen und eine Verschmelzung, die singular in einer phänomenalen Persönlichkeit möglich und wirklich war, in falscher Verallgemeinerung den Vielen zuzutrauen und zuzumuten. Die zwei Seelen des Mazdaismus und des Hellenismus, die da in Apollonios' Brust harmonierten, mußten andere in unsicheres Zwitterwesen, in tastende Halbheit hineinführen. Er selbst ist eben doch am letzten Ende Vollblutparse und Feuerpriester gewesen und geblieben, selbst wo er es nicht wollte oder nicht wußte. Grade darum ist ihm aber auch der Erfolg, den der Occident versagte, nachher dort, wo die starken Wurzeln seiner Kraft lagen, in seiner eigentlichen geistigen Heimat zuteil geworden. Der Anstoß, den er zur Neugeburt der Mazdareligion in Parthien gegeben, hat mächtig fortgewirkt, ja wirkt heute noch unter Indiens Parsen nach. Der Irrlehrer Mani, dessen tolles Erlösungssystem den Versuch machte, auf persischem Boden christliche Ideen einzuschmuggeln, ist ohnmächtig dahingefallen — ein umgekehrtes Spiegelbild des oben geschilderten occidentalen Geisterkampfes. So übt die Geschichte dennoch ausgleichende Gerechtigkeit.

Die Biographie des Philostratos aber erweist sich, wie aus dieser Darlegung hoffentlich hervorgeht, als ein kostbarer Palimpsest, den man allzuoft und lange achtlos beiseite geschoben hat und der, wenn einmal recht entziffert, zu einer historischen Urkunde

1) Ueber Porphyrios, Jamblichos u. s. w. ist etwas eingehender gesprochen a. a. O. (Sonntagsbl. der Vossischen Zeitung) S. 181. — Als Kuriosum sei erwähnt, daß immerhin noch um 475 einen Auszug aus dem Philostratosbuche ein gallischer Bischof einem westgotischen Kanzler übersendet.

von unverächtlichem Werte werden mag. Gelingt es, aus dem Schlinggewächs umrankender Mirakelsucht und Vielrednerei (der Inder selbst, des Damis, des Philostratos) dereinst die fremdartige Schönheit der echt apollonischen Erzählung, Schilderung, Dogmatik glatt herauszuschälen, so werden wir endlich einmal die schon oft genug vermutete und behauptete direkte Berührung und Wechselwirkung zwischen hellenischem und indischem Wesen in einem klassischen Dokumente verwirklicht und greifbar vor uns sehen.

Der deutsche Humanismus im Kampf um die Weltanschauung.

Noch immer ist in den üblichen Lehrbüchern, wo sie eine Charakteristik der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts zu geben versuchen, die Behauptung zu lesen, daß der Kampf, den diese Männer geführt haben, der Erneuerung der antiken Sprache und Literatur gegolten und die Herstellung einer geläuterten lateinischen Poesie in erster Linie zum Ziel gehabt habe. Die Verbände, in denen sie tätig waren, pflegt man, soweit man diese Organisationen überhaupt berücksichtigt, als eine Art von Sprach- und Literaturgesellschaften zu kennzeichnen, die sich ähnlich wie heutige Vereine gebildet und aufgelöst haben. Mit dieser Charakteristik werden die Ziele wie die Mittel dieser Männer völlig verdunkelt und entstellt; die Hülle, die jene Humanisten zur Erreichung ihrer Zwecke gegenüber mächtigen Gegnern für notwendig hielten und unter der sie für die höchsten und letzten Fragen, die das Gemüt der Menschen bewegen, kämpften, wird ähnlich, wie es von vielen schlecht unterrichteten Zeitgenossen geschah, für das Wesen der Sache gehalten. Nicht ein Kampf um Sprache und Literatur, sondern der Kampf zweier Weltanschauungen tritt uns in dem Ringen zwischen Humanismus und Scholastik entgegen.

Es ist höchst selten, daß die deutschen Humanisten es wagen, sich öffentlich zu den letzten Zwecken zu bekennen, die die Triebfedern aller ihrer Geschäftigkeit bildeten. Ein wertvolles Denkmal dieser Gesinnung und eine wichtige Unterlage für die Beurteilung der Weltanschauung, um die es sich hier handelte, besitzen wir in der großen Rede, mit der Conrad Celtes am 31. August 1492 seine Tätigkeit an der Universität Ingolstadt

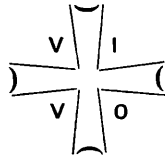
eröffnete, die, wie nach solchen freimütigen Äußerungen nicht anders zu erwarten war, sehr bald ein für den Redner unerwünschtes Ende finden sollte. Celtes ist, wie fast alle seine Mitkämpfer, nie zu einer längeren und unangefochtenen Wirksamkeit an deutschen Universitäten gelangt, obwohl er ebenso an Kaiser Maximilian I. wie an dem Kurfürsten von der Pfalz mächtige Gönner besessen hat.

In dieser Rede¹⁾ stellt Celtes seinen Gönnern nicht das klassische Griechisch oder Latein der Alten als Vorbild vor die Seele, sondern deren Denkart und deren Gesinnung. Aus den Schriften Platos, sagt er, solle die deutsche Jugend die Weisheit schöpfen. Männer wie Plato und Pythagoras haben die besten Anweisungen zu gutem und glücklichem Leben geschrieben. Sie und die geistesverwandten Philosophen und Dichter haben die Mutter aller Dinge, die Natur, als nachahmungswertes Vorbild und als Spiegel für das Leben hingestellt. Von ihnen soll man lernen, gute Taten zu loben, schlechte zu verabscheuen, von ihnen trösten, ermahnen, antreiben, abhalten lernen und das, was das Endziel menschlichen Glückes ist, den Herrn aller Dinge und die Natur zu betrachten und zu erforschen. „Die Fundamente der Religion“, sagt er an anderer Stelle, „können von keinem besser als von einem wahren Philosophen gelegt und erhalten werden“. Celtes wußte wohl und sprach es aus, daß er damit eine Forderung stellte, die lauten Widerspruch bei der herrschenden Scholastik wecken mußte. „Unter den Magistern und Doktoren, der Universitäten“, sagt er, „sind nur wenige zu finden, die die wahre Erkenntnis der Dinge und die Erforschung der Natur aus den alten Sprachen anstreben; diejenigen werden ausgesperrt, welche die Alten erläutern, und man hält die für verrufen und verdächtig, die das Werk der Natur und die Weisheit ihres Lenkers mit mathematischer Wahrheit eröffnen wollen. . . . Die heute übliche Philosophie ist eine erbärmliche Saat von leeren Worten. Und um ihretwillen vernachlässigen wir die keuschesten und beredtesten Schriftsteller unserer Religion, während wir doch nichts Herrliches, Hohes und Ausgezeichnetes erreichen können, wenn wir nur deren Kleinkram nachgehen. Als ob nicht bei Plato und Pythagoras und den anderen hervorragenden Philosophen sichere Unterlagen unserer Religion gefunden würden,

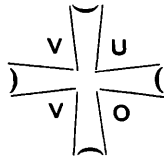
¹⁾ S. den Auszug bei Gustav Bauch: Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. München und Leipzig 1901. S. 38 ff.

durch die man den schönen Bund des Lichtes, der Natur und der Gnade richtig verstehen kann“.

An der Ostseite des Stephansdomes zu Wien befindet sich das Grab dieses großen Vorkämpfers des „Lichtes“ und der „Weisheit“. Auf dem Denkmal sieht man noch heute in Stein gehauen folgendes merkwürdige Zeichen, umschlossen von einem Kranze



für das bis jetzt jede ausreichende Erklärung fehlt. Wohl aber wissen wir¹⁾, daß genau dasselbe Zeichen sich auf dem Grabdenkmal befindet, das von den Brüdern der „Academia Magna“ zu Rom ihrem „ehrwürdigsten und weisesten Meister“ — so nannten sie ihn im Jahre 1498 — errichtet ward; es war Pomponius Laetus, dem wir an dieser Stelle im Jahre 1899 ein literarisches Denkmal gesetzt haben²⁾, der Leiter einer Organisation, die nach Ferdinand Gregorovius' und Ludwig Pastors Bemerkung die Formen und das Wesen einer „klassischen Loge“ besessen hat. Ist es da nun wohl zufällig, daß in Organisationen des 17. Jahrhunderts, die sich selbst im vertrauten Verkehr „Logen“ nannten, das merkwürdige Zeichen in folgender Form wiederkehrt?



Den Gesellschaften, die dies Zeichen in gleicher Art wie die Brüder des Celtes und des Laetus gebrauchten, ist es allerdings ebenso ergangen wie den „literarischen Sodalitäten“ der Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts: man pflegt sie in Anlehnung an die Hüllen und die Decknamen, die sie sich selbst gegeben haben, noch heute lediglich als „Sprachgesellschaften“ zu bezeichnen; der Zweck der Verschleierung, der jenen „klassischen Logen“ vorschwebte, ist glänzend erreicht worden.

¹⁾ Näheres in den M C G. 1902. S. 250.

²⁾ Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben. M C G. 1899. S. 63 ff.

„Wege nach Weimar.“

Von

Prof. Gustav Köhler, Oberlehrer in Straßburg i. Els.

Unter dem obigen Titel gibt Fritz Lienhard im Verlage von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart seit dem 1. Oktober 1905 Monatsblätter heraus, die schon durch ihre Eigenart bemerkenswert sind. Die Frage „Was ist das besondere an dieser Zeitschrift?“ — wird also beantwortet: „1. Sie hat ein persönliches Gepräge, indem sie die Gedankenwelt Lienhards wiedergibt, der die wesentlichen Beiträge selber schreibt. 2. Sie hat einen einheitlichen Charakter, da alle bedeutenden Persönlichkeiten, deren Lebensbilder sie bringt, von Lienhard selber vorgestellt und geschildert werden. 3. Sie wird dennoch Eintönigkeit vermeiden, da die vorgestellten Persönlichkeiten mit zahlreichen Proben zu Worte kommen. 4. Sie wird von historisch-philosophischen Gesichtspunkten, besonders im Geiste Weimars, die Aesthetik der Gegenwart sichten, das Lebendig-Menschliche herausheben und neue Anregungen für die Zukunft bringen.“ Und in einem das 1. (Oktober-) Heft einleitenden Einführungsworte mit der Ueberschrift „Wo liegt Weimar?“ sagt Lienhard: „Es ist mir nicht um den Ort und nicht um das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort „Weimar“ erhält erst . . . Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn dies magische Wort nur das Verständigungszeichen für einen feiner-menschlichen Zustand: und zu diesem den Aufweg zu versuchen, ist der wahre Weg nach Weimar. Demnach ist der Weg nach Weimar ein Weg in die schöpferische Stille. Der Weg nach Weimar ist ein feines Abstandhalten von der Körperlichkeit der Erscheinungswelt und doch eine innige Anteilnahme am Ergehen und Wesen der Mitmenschen und an dem bunten Spiel der Schöpfungskräfte.“

In der Tat: ein eigenartiges Unternehmen! Zunächst in der Hinsicht, daß in der Zeitschrift neben den Proben der behandelten Schriftsteller nur der Herausgeber das Wort führt. Er wählt aus, was besprochen werden soll, er trägt seine Ansichten vor. Das Vielseitige in Beziehung auf Stoff und Urheberschaft fällt also weg. Aber darin ruht ja gerade das Verwirrende, Ablenkende, zur Oberflächlichkeit Erziehende, das wir an der Wirkung unserer heutigen Zeitschriften oft beklagen müssen. Wer kann da, um in die Tiefe zu dringen, sich auf das ihm Wichtige zu beschränken lernen? Ich höre den Einwurf: „Wozu gibt es denn Fach-Zeitschriften, gründliche Einzelwerke?“ Ganz recht! Aber welcher Gebildete von heute behält neben seinen Berufsgeschäften noch

Zeit genug, um diese soweit zu lesen, daß er ein freies, selbständiges Urteil gewinnt? Erwägt man denn nicht, wie sehr die Einseitigkeit der Auffassung und des Standpunktes auch da herrscht und den Kenntnissuchenden irreleitet und verwirrt? Wer die Hervorbringungen des Schiller-Jahres nur einigermaßen kennen zu lernen gesucht hat, der weiß sein Lied davon zu singen. Was uns heute fehlt, ist gerade die zusammenfassende und doch gründliche, auf das Ganze gehende Darstellung. Sie hebt das Wertvolle, Bleibende heraus aus der Masse des Irrigen, Nebensächlichen, Einseitigen, sie wertet nur nach großen Gesichtspunkten. Damit aber belehrt sie da, wo es auf ein allgemeines Erkennen und Wissen ankommt, in der einzig richtigen Weise, führt auf die Höhen mit großer Aus- und Uebersicht, erhebt über das Kleinliche und erfüllt mit dem Geiste, mit den Ideen dessen, was sie behandelt. Etwas derartiges hat Lienhard wohl im Auge, und dafür kann man ihm nur danken. Das Persönliche, dessen geringen etwaigen Nachteilen doch die großen Vorteile des Einheitlichen sicher gegenüberstehen, böte da nur dann Gefahr, wenn der darstellenden Person die freie, gerechte Sachlichkeit, der weite Blick, die Tiefe der Kenntnis und Erkenntnis, die Liebe zur Sache mangelte. Das ist aber bei Lienhard nicht der Fall. Er ist der richtige Mann für sein Unternehmen. Dafür bürgt, was er bisher auf kritisch-ästhetischem wie auch auf poetischem Gebiete geleistet hat, dafür bürgt die Gründlichkeit seiner Bildung und der ethische Wert seiner Persönlichkeit, vor allem aber die Verwandtschaft seiner eigenen Gesamtrichtung mit dem Geiste, den er als eine Wirkung der großen Weimarer Zeit erkennt, anerkennt und unserer Zeit als Heilmittel für ihre Schäden empfiehlt. Und daß er dies tut, darin liegt weiter eine anziehende Eigenart seiner neuen Zeitschrift. Und ein weiterer Vorzug. Denn damit trifft er, was uns in unseren Fehlern und Nöten, in unserm Suchen und Sehnen wirklich und gründlich Heil bringen kann. Die hohe Kunstauffassung eines Winckelmann, die kritische Vornehmheit und Tiefe, die hohe Duldung eines Lessing, das vaterländische Feuer und die hinreißende Begeisterung für die großen Ideen der Menschheitsbildung und des Menschheitsfortschrittes bei Herder, die sittliche Größe im Leben, Denken und Dichten Schillers, die vollendete Schönheit an Form und Inhalt der Dichtungen, die abgeklärte Weisheit, Wärme und Reinheit in der Lebenskunst Goethes: das soll uns wieder lebendig und wirksam werden! Und ich frage: kann es ein besseres Heilmittel für die Schwächen unserer Zeit geben, als das Sichversenken in den Geist der großen Weimarer Zeit, einen Geist, in dem das alles in eins zusammenfließt? Soll unserer Form- und Verstandeskunst, unserer Gemütsarmut, unserer Genußsucht, unserer Gier nach Erwerb, unserer Abwendung vom Göttlichen, unserer Lieblosigkeit im Verkehr — geholfen werden, so kann es nur geschehen durch eine Kräfte- und Willens-Erneuerung im Geiste jener Zeit. Lienhard will daran mithelfen. Der Anfang

mit solcher Arbeit ist in den vorliegenden ersten Heften trefflich gemacht! Sie beschäftigen sich in der Hauptsache mit dem leider früh verstorbenen Aesthetiker Heinrich von Stein. Sie stellen sein Leben und seine Bedeutung dar und zeigen, wie dieser durch sein nahes Verhältnis zu Richard Wagner bekannt gewordene Denker in dem Geiste Weimars wurzelte. Sie geben auch gut ausgewählte Proben seiner bedeutungsvollen, ideentiefen eigenen Kunst. Man kann in dem, was er will, Lienhard einen Nachfolger Heinrichs von Stein nennen. Dieser starb freilich ungehört, fast wirkungslos in einer Zeit, die wohl für die überragende Kunst Wagners Gehör, aber kein Verständnis für die ehrliche, stille, ernste und tiefgründige Tätigkeit des bescheidenen Gelehrten hatte. Es ist bezeichnend, daß Lienhard seine Arbeit nun fortsetzen und hinsichtlich jenes Weimarer Geistes seinem Volke ein neuer Bekenner, Offenbarer und Mahner sein will! Wird er mehr Gehör finden, größere Wirkung erzielen? Ich glaube es. Er bringt größere dichterische Fähigkeiten und Leistungen, eine mindestens ebenso gründliche philosophisch-historische und ästhetische Bildung mit und hat mit seiner Zeitschrift einen Weg beschritten, der die Wirkung seiner Arbeit leichter und sichtbarer ins Volk zu tragen vermag. Nicht in die Massen. Das ist nicht beabsichtigt; die können zunächst auch garnicht in Betracht kommen. Nur in die Reihen der Gebildeten; denn seine Darlegungen setzen größere Bildung und Geistesschulung voraus. Das offenbart sich sofort jedem Leser, der sich mit der allgemeinen Abhandlung „Was ist ästhetische Kultur?“ beschäftigt, die sich durch die ersten drei Hefte hinzieht. Aber die Mühe, welche es fordert, dem Denker zu folgen, belohnt sich durch eine beglückende Erkenntnis, einen befreienden Genuß. Nur ein paar Sätze aus dem Aufsätze. Sie werden genügen, die Eigenart Lienhards zu kennzeichnen und zu näherem Bekanntwerden mit seiner Zeitschrift einzuladen.

„In herzlicher Anteilnahme von den Dingen der Erde frei sein und sie mit künstlerisch verfeinertem und sittlich geläutertem Geist beherrschen — das ist das Ziel der ästhetischen Kultur.“ — „Und er (Goethe), der sich in jede Medaillonsammlung und jede Silhouette so liebend versenkte, er betätigte sein Leben lang die Wahrheit, daß die reizendsten Einzelheiten sich dem Ganzen unterordnen müssen und daß im Mittelpunkt des Ganzen der schön gebildete Mensch stehe, im Menschen aber hinwiederum der Geist.“ —

„Zwar auch Schiller und Goethe waren Söhne der Zeit, aber nicht ihre Zöglinge oder gar Günstlinge, wie der neunte der (ästhetischen Briefe) ausführt.“ „Wie verwarth sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfängen? Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!“ So wird ihm denn „schöpferische Ruhe“ und „der

große, geduldige Sinn“ verliehen. „Aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangefleckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen.“ So schafft er der Menschheit die verlorene Würde wieder; er gibt der Welt, auf die er wirkt, die Richtung zum Guten; er schließt ihre Frivolitäten ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein. Warum und aus welcher Kraft? Weil er in sich selbst etwas geweckt hat, das allein Kultur beut: den echten Stolz. Den schöpferischen Stolz auf die Würde im Menschen, den Kant eine „Macht“ nennt, „die keiner Macht der Natur weicht“. — „Was können wir alle, Künstler und Literaten, Pfarrer und Lehrer oder wer auch immer, alle Männer und Frauen von Einfluß — was können wir dazu beitragen, daß wieder mehr Kraft der Lebensverklärung in den Menschen des deutschen Hauses lebendig werde? Es muß Poesie in den Herzen sein, wenn Poesie ins Haus kommen soll. Die Hausverklärung muß von innen herausstrahlen. Nur wo Menschen inneres Leben haben, tritt die erfinderische Kraft des Gemütes organisch und natürlich nach außen in Erscheinung. Ist dieser innere Schaffensprozeß — den man in unserer Aesthetik des Kunstgenießens viel zu viel unterschätzt — nicht vorhanden, so wird keine Wändebehängung, die von außen hineingetragen wird, das Herz entzünden. Nur der warme Mensch entzündet den Menschen!“ —

Ein jedem Hefte beigegebenes „Tagebuch“ hält uns ferner mit der lebendigen Gegenwart in Verbindung. Es werden im Sinne der Gesamtrichtung des Geistes, der sich in den Heften ausspricht, gute Bücher kurz besprochen und empfohlen, Ereignisse der Zeit erwähnt und kritisiert, Erläuterungen und Aufklärungen gegeben, persönliche Bemerkungen von allgemeiner Bedeutung gemacht. Das letzte Heft bringt auch einen köstlichen Abschnitt aus der neuen Auflage des „Thüringer Tagebuches“, welches man mit Fug und Recht eines der besten Bücher nennen darf, welche in der Gegenwart geschrieben sind. Aber über die Bedeutung Lienhards als kritisch-ästhetischer Schriftsteller und als Dichter mag einmal in besonderem Aufsätze gesprochen werden. Diese Zeilen sollten nur auf seine „Wege nach Weimar“ hinweisen.

Die Leser dieser Monatshefte, soweit sie nur die Ansichten und Absichten des Herausgebers hinsichtlich der Aufgaben teilen, welche unsere Zeit zum Nutzen der Menschheitserziehung und Menschheitsveredelung zu erfüllen hat, sollten es sich nicht entgehen lassen, Fritz Lienhards „Wege nach Weimar“ mitzuwandern. Bald werden sie inne werden, daß diese Wanderung sie innerlich bereichert mit dem großen Geiste einer großen Zeit, ihnen einen „feiner-menschlichen Zustand“ vermittelt und ihnen wertvolle „Anregungen für die Zukunft“ gibt.

Goethe und die Königliche Kunst.

Durch die Untersuchungen, die wir an dieser Stelle über die Geistesentwicklung Herders und Schillers vorgelegt haben, ist der Beweis erbracht worden, daß die großen Führer der deutschen klassischen Dichtung in viel stärkerem Maße, als es bisher bekannt und anerkannt war, unter dem Einfluß der Weltanschauung des Humanismus, der seine Wurzeln in der pythagoräisch-platonischen Gedankenwelt und in altchristlichen Überzeugungen besitzt, gestanden haben und daß man sehr berechtigt ist, dieses Zeitalter unserer klassischen Literatur als die Epoche des deutschen Neuhumanismus zu bezeichnen¹⁾.

Man hat der Tatsache, daß diese Gedankenwelt von jeher durch festgeschlossene Organisationen fortgepflanzt worden ist, in der meist durch die Universitäts-Tradition bestimmten Literatur, die sich zu diesen Verbänden in einem sehr erklärlichen Gegensatz befand und befindet, bisher deshalb nicht die genügende Beachtung geschenkt, weil über der Tätigkeit dieser „Gesellschaften“ noch immer der tiefe Schleier liegt, den diese selbst aus guten Gründen darüber ausgebreitet haben. Mehr und mehr kommt nun aber der Umstand an das Licht, daß ein sehr wichtiger Einfluß auf die Heroen unserer Literatur im 18. Jahrhundert, meist in aller Stille, von dieser Seite her ausgegangen ist. Es verdient Beachtung, daß die Vertreter der römischen Kirche mit dem Scharfblick, der ihnen vielfach eigen ist, den wahren Sachverhalt richtiger durchschaut haben, als die Mehrzahl der protestantischen Schriftsteller; jene haben mit Recht betont, daß in den Erfolgen ihrer Gegner die planmäßige Tätigkeit einer „Sekte“ in die Erscheinung getreten sei.

Daß Goethe seit dem Jahre 1780 in aller Form Mitglied und zwar tätiges Mitglied einer solchen „Gesellschaft“, nämlich der „Gesellschaft der Freimaurer“ — so nennt er selbst den Bund — gewesen ist, war hinreichend bekannt, ist auch früher vielfach zum Gegenstande der Erörterung und Untersuchung gemacht worden. Jetzt aber beschenkt uns Dr. Hugo Wernekke mit einem Werke, in dem das bezügliche Material vollständiger gesammelt worden ist, als an irgend einer anderen Stelle²⁾.

¹⁾ Keller, Job. Gottfr. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus. MCG 1903, S. 243 ff. und Keller, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus. MCG 1905, S. 61 ff.

²⁾ Goethe und die Königliche Kunst. Von Dr. Hugo Wernekke, vorm. Meister vom Stuhl der Loge Amalia in Weimar. Leipzig 1905. Verlag von Poeschel und Kippenberg. 8. 191 S. geh. M. 5, geb. M. 6.

Wernecke, der selbst früher Meister vom Stuhl der Goetheschen Loge Amalia gewesen ist, hatte schon früher an verschiedenen Orten, z. B. im Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei, 3. Auflage 1900, über Goethe und die Freimaurer wertvolle Beiträge veröffentlicht. In dem neuen Buche hat er nun in zwei größeren Abschnitten, die er unter den Titeln „Goethe und Loge Amalia“ und „Goethe und das Maurertum“ zusammenfaßt, alles zusammengetragen, was das Archiv der Loge und sonstige Quellen darbieten, und man muß bekennen, daß damit sehr wertvolle Unterlagen gewonnen sind, um das Verhältnis Goethes während seiner mehr als fünfzigjährigen Zugehörigkeit zum Bunde zu beurteilen. Es war unvermeidlich, daß dabei manches Bekannte noch einmal zum Abdruck gelangte, aber an den meisten Stellen konnte Wernecke auf Grund seiner Sachkenntnis erläuternde Bemerkungen, z. B. zu den S. 118 ff. gegebenen Logenreden und aus den S. 150 ff. von neuem abgedruckten Logenliedern hinzufügen.

Wir würden es vom Standpunkt der allgemeinen Geschichte aus sehr begrüßt haben, wenn Wernecke sich entschlossen hätte, die geistige Disposition, die Goethe zum Eintritt in den Maurerbund veranlaßte, auf dem Hintergrunde der allgemeinen geistigen Strömungen zu zeichnen und zugleich die Wirkungen, die weiterhin durch diesen Anschluß auf den großen Meister selbst und durch ihn auf den Bund und dessen Entwicklung ausgegangen sind, zu schildern. Es wäre dadurch der innere Zusammenhang, in dem Goethes Wesen und Gesinnung mit dem Bunde stand, und andererseits der Anteil, den letztere an des großen Dichters innerem Fortschreiten besitzt, klarer in das Licht getreten als es jetzt geschieht.

Die Bemerkungen, welche Wernecke über die Geschichte und das Wesen dieser alten Organisationen gibt, die in ihrer stillen Art schon den jugendlichen Goethe seit seinem Straßburger Aufenthalt stark geführt und geleitet und ihn in einsichtsvollen Vertretern stets begleitet haben, entsprechen dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht überall; träfe das, was Wernecke in dieser Richtung sagt, zu, so bliebe sehr vieles in Goethes Haltung völlig unverständlich. Das Problem, das hier vorliegt, ist nicht gelöst.

Das Buch ist sehr sorgfältig ausgestattet und mit einer Anzahl vortrefflicher Bilder geschmückt; Porträts von Goethe, Karl August, Anna Amalia, Herder, Friedrich Ludwig Schroeder, dem Kanzler Friedrich von Müller, ein Bild des Wittumpalais zu Weimar, in dem die Versammlungen von Goethes Loge Amalia vierzig Jahre hindurch abgehalten worden sind, und verschiedene Facsimiles gereichen dem Werke zur Zierde und dem Verlage zur Ehre. Ludwig Keller.

Herder über Franklin.

Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität.

Sie wissen, was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen gesunden Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine Sokratische Methode, vorzüglich aber den Sinn der Humanität in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze bezeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, ans Bedürfnis und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn liest: „Wüßte ich das nicht auch? aber so klar sahe ich's nicht, und weit gefehlt, daß es bei mir schlichte Maxime des Lebens wurde“. Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüt so unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unseres Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk, das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennt und zu seinem eigenen Besten darnach handelt und lebt; wo wären wir sodann!

Einer der zahlreichen Pläne Benj. Franklins war auch der der Errichtung einer Gesellschaft der Humanität.

Folgendes waren die Fragen, die jeder, der in die Gesellschaft aufgenommen werden wollte, die Hand auf seine Brust gelegt, beantworten mußte:

1. Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eines der hiesigen Mitglieder?
2. Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht von welcher Hantierung oder Religion jemand sei, überhaupt lieben?
3. Glauben Sie, daß jemand an Körper, Namen oder Gut, bloß spekulativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen gekränkt werden müsse?
4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen, und wollen sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen, und, wenn Sie sie gefunden, auch andern mitzuteilen?

Zur Erinnerung an Mozart.

Zum 150jährigen Geburtstage am 27. Januar 1906.

Zu Mozarts Feler.

Franz Grillparzer.

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt
 Und sie durch Liebe macht zu seiner eig'nen.
 Denn groß zu tun ist wenigen gegönnt.
 Und wer dem fremden Wert die Brust verschließt,
 Der lebt in einem öden Selbst allein,
 Ein Darbender — wohl etwa ein Gemeiner.

Dem Land auch Heil, das sie gebar, gesäugt
 Und aufgesogen an den Mutterbrüsten.
 Denn die Natur gibt nur der Größe Geist,
 Den Körper bildet an ihr die Umgebung,
 In der sie allererst den Tag geschaut,
 Der Freunde Schar, der Mitgeborenen Kreis,
 Der sie mit Blick und Laut zuerst begrüßt,
 Mit frommen Sinn bereitet ihr die Stätte.
 Für Menschen, nur durch Menschen, wird der Mensch.
 Drum sind wir stolz, obgleich demütig auch,
 Denn hier ward er geboren, den wir feiern!
 In dieses schlichten Landes engen Grenzen
 Scholl ihm zuerst des Lebens Herold-Ton.
 Von diesen Türmen schwoll ein gläubig Läuten
 Und lehrt ihn glauben an die Ahnungen,
 Die ohne andre Bürgen als sich selbst
 Und nur bewiesen, weil sie sich gestaltet,
 Zur Wirklichkeit verherrlichen den Traum.
 Von diesen Bergen zog der Gottesatem,
 Gewürzt mit Kräutern und mit Blumenduft
 In seine jugendlich gehobene Brust.
 Darum ist er geworden auch wie sie,
 Wie diese Berge, seiner Wiege Hüter.
 Wohl gibt es höh're — doch sie decket Eis,
 Gewalt'gere, — allein das scheue Leben,
 Es findet für den Fußtritt keine Spur
 Und flieht mit Schauern die erhabene Wüste.
 Er aber klomm so hoch als Leben reicht,
 Und stieg so tief als Leben blüht und duftet,
 Und so ward ihm der ewig frische Kranz,
 Den die Natur ihm wand und mit ihm teilet.
 Mit Raphael, dem Maler der Madonnen,
 Steht er deshalb ein gleich gescharter Cherub,
 Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst,
 In der der Himmel sich vermählt der Erde.

In das Mozartalbum.

Emanuel Geibel.

Mag die Welt vom einfach Schönen
 Sich für kurze Zeit entwöhnen,
 Nimmer trägt sie's auf die Dauer
 Schnödem Ungeschmack zu frönen.
 Bald, vom Taumelfest ersättigt,
 Anspruchsvoller Trugkamönen,
 Sehnt sie sich zurück zum Gipfel
 Den die echten Lorbeern krönen.
 Und mit Wonne lauscht sie wieder
 Goethes Liedern, Mozarts Tönen.

Besprechungen und Anzeigen.

Ludwig Klapp, Jesus als Führer moderner Menschen. Vortrag im Hamburger Protestantenverein. 8^o. 24 S. Hamburg, Herm. Seippel, 1905. 0,50 M.

Die Frage, ob der schlichte Nazarener überhaupt als Führer des modernen, von Wissen und Können übersättigten Menschengeschlechts zu betrachten sei, beantwortet der Verfasser, 'ein protestantischer Geistlicher, in bejahendem Sinne. Zwar wird Jesus das Recht, das geistige Haupt der Menschheit und ihr Führer zu sein, von einer großen Zahl moderner Forscher bestritten, weil sie nach Voltaires Vorgang die Religion mit der Kirche und ihren Dogmen, das Christentum mit allerlei kirchlichen Bräuchen und Äußerlichkeiten verwechseln und aus diesem Grunde den alten Kampf der Kulturmenschheit gegen die Kirche auf die Lehre Jesu übertragen und diesen für manche Irrtümer, Widersprüche und Auswüchse der geistlichen Herrschaft und Heuchelei verantwortlich machen. Dadurch, daß Strauß, Haeckel, Hartmann, Nietzsche u. a. in ihren Schriften über Jesus und seine Religion aussprachen, was mancher aus dem Volke in bezug auf die Lehre der Kirche selbst beobachtet oder dunkel empfunden hatte, haben ihre Ansichten so große Verbreitung und so nachhaltigen Anklang gefunden. Aber ihre Kritik steht nach des Verfassers Ansicht auf sehr schwachen Füßen, ihr Urteil über die Person Jesu ist im hohen Grade einseitig, denn sie haben die Seele seines Wirkens, das weltüberwindende religiöse Moment, in ihm nicht entdeckt oder vielleicht unterschätzt. Aber gerade dieser religiöse Zug in der Lehre Jesu befähigt ihn dazu, der Führer der Menschheit und auch der modernen Menschheit zu sein. Weder der religiöse Schwärmer, als den Hartmann, Strauß und Haeckel Christus darstellen, noch der eingebildec, schwächliche Decadent, wie ihn Nietzsche schildert, noch der dogmatische Christus und der mythische Heiland, wie ihn die alte Kirche lehrt, können als Führer der Menschheit in Frage kommen, wohl aber der geschichtliche Christus, der Repräsentant des Wesens der Religion, der religiöse Mensch im eigentlichsten Sinne. Allen Forschungen der Naturwissenschaften zum Trotz wirkt Gott noch immer als reale Macht auf den Menschen, die diesen unwiderstehlich anzieht, und diese Grundwahrheit, die sich in der Religion offenbart, ist der Kern der Lehre Jesu vom Gottesreich und von der Gotteskindschaft des Menschen. Wem Religion nicht zu einem leeren Namen geworden ist, der wird ihre Macht empfinden und anerkennen, der wird in Jesus den religiösen Heros und den rechten Führer auf dem Lebenswege erblicken.

G. A.

Friedrich Thudichum. Gegen Orden und Klöster. Gr. 8^o. 31 S. Leipzig, M. Sängewald, 1903. 0,40 M.

Die in der vorliegenden Broschüre vereinigten Aufsätze des bekannten Rechtsgelehrten sind zwar mit Rücksicht auf die Bestrebungen der klerikalen Partei im Großherzogtum Baden, die geistlichen Orden zurückzuführen, verfaßt, enthalten aber so viele allgemein gültige Wahrheiten über Wesen und Nutzen der Klöster und ähnlicher Vereinigungen, daß die Aufsätze in ihrer Gesamtheit als Flugschrift für alle Deutschen gelten können, um „die, die die Freiheit lieben,“ wie der Verfasser im Vorwort sagt, „zu besserer Wachsamkeit zu mahnen“. Während in den ersten Aufsätzen das angebliche Recht der Kirche auf die Gründung von Klöstern und deren Einrichtung als neutestamentliche Bestimmung als falsch nachgewiesen und der vermeintliche Nutzen der Klöster durch geschichtliche Beispiele kritisch beleuchtet wird, werden in den folgenden Abschnitten die Schädigungen hervorgehoben, denen das Volk und die Insassen der Klöster selbst durch die Ordensregeln, durch die neue, klerikal beeinflusste Gesetzgebung und durch die Umtriebe verschiedener Orden ausgesetzt sind. Daß diese Schädigungen nicht neu sind, sondern seit Jahrhunderten von Staat und Volk empfunden worden sind, zeigt der Verfasser durch kurze historische Rückblicke auf die Gründungen der Klöster und auf das Leben und Treiben der geistlichen Brüder, auf die Tätigkeit der Dominikaner und der Jesuiten im Solde des Papsttums und auf die Bestrebungen der europäischen Staaten, die Klöster aufzuheben und die geistlichen Orden auszuweisen. Eine kurze Betrachtung ist dem Aufblühen der Ordensvereinigungen in neuerer Zeit und dem klerikalen Einfluß auf die preußische Politik gewidmet, und als Schlußaufsatz ist die Ansicht eines gründlichen Kenners des Klosterwesens, des Erasmus von Rotterdam, über die Klöster und ihre vielfachen Schädigungen beigelegt. G. A.

Dietrich Bischoff, Die Logenarbeit und das Reich Gottes. Betrachtungen über die religiös-sittliche Erziehungsaufgabe der Freimaurerlogen. 8^o, 116 S. Leipzig, Max Hesse, 1904. 1,50 Mark.

Der Verfasser, der sich durch sein anziehendes Buch „Maurertum und Menschheitsbau“ auch außerhalb der maurerischen Kreise einen Namen gemacht hat, geht in der vorliegenden Schrift von der Tatsache aus, daß in den Logen gar viel die Rede sei vom „Reiche Gottes“ und von der Arbeit an ihm, daß man aber mit diesen Grundbegriffen „oberflächliche, unklare, mit einander im Widerspruch stehende Auffassungen“ verbinde. Es sei das ein Übelstand, der der fruchtbaren Wirksamkeit des Maurerbundes großen Abbruch tue. Angesichts

solcher Erfahrung tritt der Verfasser in eine Betrachtung der Grundfrage ein: „Was ist im Bereiche des freimaurerischen Gedankens unter dem Reiche Gottes zu verstehen und was hat die Logenarbeit mit ihm zu tun?“ — Demgemäß wird zunächst von der „Pflege des Gottesbewußtseins in der Loge“ und von dem „Gottesbewußtsein als Quelle des Glücks und der Sittlichkeit“ gehandelt. Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß es das Bestreben der Loge sein müsse, ihre Mitglieder zur „religiösen Selbstbestimmung“ zu bringen und dahin zu führen, daß sie des in ihrer Seele sich bekundenden und wirkenden Gotteswillens inne werden. In diesem Falle würden sie bald auch die Überzeugung gewinnen, daß „der im Gottesreiche waltende Geist ein Geist der Liebe ist, der uns Menschen zum Glück, zum Genusse innerer Befriedigung berufen hat“.

Diese Gedanken werden in den nächsten Kapiteln weiter verfolgt. Bei der in den Kreis ihrer Aufgabe fallenden Religionspflege bezwecke die Loge die Entwicklung des reinen Menschentums, d. h. jenes „Menschentums, in dem unsere geistige Sondernatur sich ausprägt und das göttliche Bedürfnis, Liebe zu üben, allerwegen sich geltend macht“. Freilich jene Gotteserkenntnis und Liebesabsicht genügt noch nicht, um die Entwicklung der maurerischen Sittlichkeit und auf solcher Grundlage dann die fortschreitende Vervollkommnung des Gesellschaftsbaues nach Möglichkeit zu sichern. Wenn der Maurer zur Erkenntnis des Guten und des Bösen und damit zum rechten Menschentum gelangen solle, dann dürfe er sich nicht auf die bloße Erlangung der Gotteserkenntnis als solcher und der Liebesabsicht und auf die Entwicklung seines Schönheitsempfindens beschränken — sondern zur rechten Pflege seines sittlichen Bewußtseins gehöre auch die unermüdliche Verstandesarbeit, die Erziehung zum sozialen Leben und Denken, zur fruchtbaren Mitarbeit am sozialen Gottesreiche. — Diese rettende Erziehungsarbeit könne sicherlich nur zum kleinen Teil von den maurerischen Organisationen geleistet werden. Schule und Kirche, Parlament und Presse, Kunst und Wissenschaft müssen dazu mitwirken. Aber die Logen mögen dabei in gewissem Sinne als Bahnbrecher dienen. — Man wird diesen auf nüchternen, gründlicher Lebensbeobachtung beruhenden, klaren, gedankenreichen Ausführungen, die sich mit Hilfe des in dem zweiten Abschnitt des Buches reichlich aufgespeicherten Materials noch erheblich erweitern lassen, seine Zustimmung nicht versagen. Sie berühren doppelt angenehm in einer Zeit, wie der unsrigen, da es den meisten Menschen gebricht an stiller Sammlung des Gemüts, an innerem Frieden, an Hochsinn, vor allem an reiner Idealität der Gesinnung.

G. S.

Raoul Richter. Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Leipzig. Gr. 8^o. VI, 288 S. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1903. Broschiert 4 Mark.

Über Nietzsches Charakter und Leben, über seine geistige Entwicklung und seine Philosophie ist seit dem Erscheinen seiner ersten Schriften sehr viel geschrieben worden, Gutes und Böses, Lobendes und Vernichtendes, und „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“, deshalb ist jede neue Veröffentlichung über das Leben und die Werke des Dichterphilosophen mit großer Vorsicht aufzunehmen. Nur eine objektive, völlig unparteiische Schilderung und Beurteilung von Nietzsches Werdegang und Lehre wird in der Hochflut der einschlägigen Literatur Beachtung finden, nur sie kann Anspruch darauf machen, zur kritischen Würdigung des Philosophen Nietzsche herangezogen zu werden. Eine solche unparteiische, sachliche und fein durchdachte Schilderung enthalten die Vorlesungen Richters, die in einem Bande gesammelt vorliegen. Vor einem Kreise der verschiedensten Zuhörer gehalten, wollen diese Vorlesungen das Verständnis für die Lehren des Dichterphilosophen erschließen und den bedauernswerten Einsiedler von Sils-Maria dem deutschen Volke menschlich näher bringen. Schon die Schilderungen der äußeren Lebensumstände, der Schul- und Studienjahre und der Lehr- und Wanderjahre sind anziehend und lesenswert, in noch höherem Grade aber die Schilderung von Nietzsches Persönlichkeit und Charakter, die, erfüllt von warmem Empfinden für den vielfach verkannten Menschen, die Gründe für die einsame Lebensweise und den allmählichen Verfall seiner Schaffenskraft zu erörtern sucht. Mit großer Sachlichkeit und tiefgehendem Verständnis entrollt der Verfasser dann vor den Augen des Lesers den Entwicklungsgang der Philosophie Nietzsches, der zuerst von Schopenhauers Lehre und Richard Wagners Weltanschauung beeinflusst wurde, dann durch Langes „Geschichte des Materialismus“ sich zu einer unbedingten und rücksichtslosen Wahrheitsforschung drängen ließ, die ihn zur Bekämpfung des Christentums, zur Verherrlichung der Antike und schließlich zur Lehre von dem „Übermenschen“ als dem Ziel menschlicher Entwicklung und Kultur führte. Mit einer sachlichen und historischen Kritik der Lehre und der Werke Nietzsches, aus der warmes Empfinden und unbefangenes Urteil spricht, schließt Richter seine Vorlesungen, die für alle, die den Dichter des „Zarathustra“ näher kennen lernen wollen, eine empfehlenswerte Lektüre bilden. G. A.

Bemerkungen und Streiflichter.

Für die Ausbreitung der Weltanschauung, deren Geschichte wir hier verfolgen, haben außerhalb Deutschlands wenige Männer mehr geleistet als **Benjamin Franklin**, dessen 200jähriger Geburtstag am 17. Januar wiederkehrt. Als Franklin, der als 17. Kind eines armen Seifensieders auf der Governorsinsel bei Boston geboren war, am 17. April 1790 die Augen geschlossen hatte, da war es nicht nur der Kongreß der Vereinigten Staaten, der zu Ehren seines größten Bürgers eine vierwöchentliche Nationaltrauer anordnete, sondern auch die National-Versammlung zu Paris beschloß auf Mirabeaus Antrag, daß das ganze französische Volk drei Tage in Trauer gehen solle, und die ganze übrige Welt nahm an dem Hinscheiden dieses einfachen Mannes den lebhaftesten Anteil: nicht einem einzelnen Volke, sondern der Menschheit hatte sein reiches Lebenswerk gegolten. Als Staatsmann wie als Schriftsteller, als Diplomat wie als Militär, als Philosoph und Naturforscher und vor allem als einer der größten Erzieher seines Volkes hat Franklin sich selbst ein Denkmal gesetzt, das alle Denkmäler aus Stein oder Erz überdauern wird. Er ist der erste planmäßige Begründer öffentlicher Leseanstalten in den Vereinigten Staaten, er hat die erste Akademie zur Erziehung der pennsylvanischen Jugend ins Leben gerufen, von ihm stammt der Plan einer Philosophischen Gesellschaft für Amerika, deren Leitung er fast 50 Jahre selbst geführt hat; Franklin ist es gewesen, der das vorzügliche Erziehungsmittel der moralischen Wochenschriften, das einst die englischen Großlogen-Systeme zur Hebung des Volkes erfunden hatten, mit Erfolg nach Amerika übertragen hat. Denn Franklin selbst gehörte dieser Gesellschaft seit seinem 25. Lebensjahr an und hat sich stets zu der Fahne bekannt, der er geschworen hatte. Den Weg vom Buchdruckerlehrling zum politischen und geistigen Führer eines großen Volkes hat er an der Hand des Bundes, dem er sein Leben geweiht hatte, zurückgelegt.

Es sind neuerdings eine Reihe von **Besprechungen und Anzeigen** unserer Veröffentlichungen erschienen, von denen wir auf folgende hier hinweisen wollen. Über **Paul Deussen**, Vedānta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie (Votr. u. Aufs. aus der CG XII [1904] 1) findet sich eine längere Besprechung in den Kirchlichen Blättern aus der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns, IX. Jahrg., Nr. 15 vom 9. August 1905. — Über **Willy Pastor**, Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre (V. u. A. XIII [1905] 1) handelt Dr. F. Lüdtkke in „Nord und Süd“, Bd. CXV, S. 442 und „Die Umschau“, IX. Jahrg. 1905, Nr. 47, S. 936 und die „Literarische Rundschau“, Beilage zur Badischen Schulzeitung 1905, Nr. 8. — Über **Ludwig Keller**, Die Tempelherrn und die Freimaurer (V. u. A. XVI, 2) finden sich Besprechungen im Literarischen Zentralblatt vom 7. Oktober 1905 (von C. N—r.) und in der „Literarischen Rundschau“, Beilage zur

Badischen Schulzeitung Nr. 8 von 1905. — Über Ludwig Keller, J. G. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus (V. u. A. XII [1903] 1) findet sich eine Anzeige in der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, X. Jahrg. 1905, Heft 10, S. 310.

Die Erörterungen der Presse über Ludwig Kellers Schrift **Schillers Stellung** in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus (V. u. A. XIII [1905] 3) dauern fort. So finden sich weitere Besprechungen und Anzeigen — auf frühere Äußerungen haben wir in den MCG 1905, S. 259 f. hingewiesen — in der Schlesischen Zeitung vom 14. April 1905, Nr. 265, in der Wissenschaftlichen Beilage zum Staatsanzeiger von Württemberg, Beilage vom 12. Dezember 1905 und im „Türmer“ 1905, Jahrg. VII, Heft 12, S. 828. An der letzteren Stelle setzt Oberlehrer Karl Berger in Darmstadt, der neueste Schillerbiograph, seine in der MCG 1905, S. 260 besprochene Bemängelung in verschärfter Form fort. Demgegenüber müssen wir nochmals erklären, daß infolge der neugewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse über Schiller Bergrers biographisches Werk in wesentlichen Stücken veraltet ist.

Im Anschluß an eine Äußerung des heiligen Augustinus über einige in der **Kunst der Magie** erfahrene Männer, die einige Zeitgenossen mit Christus zu vergleichen wagten, hatten wir in den MCG 1905, S. 208 auf **Apollonius von Tyana** aufmerksam gemacht und eine erneute Untersuchung für wünschenswert erklärt. Hierdurch angeregt hat sich Herr Professor Dr. Meyer-Krämer entschlossen, das Problem einer neuen Untersuchung zu unterziehen und wir freuen uns, den interessanten Aufsatz unseren Lesern in diesem Hefte S. 1 ff vorlegen zu können. Der Herr Verfasser kommt darin zu dem Schlußergebnis, daß Apollonius im eigentlichen Sinn des Wortes ein „Magus“, ein „Atharvan“ oder Feuerpriester gewesen sei. Wir müssen demgegenüber an der Überzeugung festhalten, daß Apollonius lediglich ein hervorragender Vertreter und vielleicht auch hervorragender Leiter der platonischen und pythagoräischen Kultgesellschaften gewesen ist, die im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der ganzen damaligen Kulturwelt als unsichtbare oder geheime Gesellschaften weit verbreitet waren. Der Name „Magier“, den Apollonius von seinen Gegnern erhalten hat, bedeutet in der Sprache der römisch-griechischen Staatskulte und der frühesten Vertreter der christlichen Staatskirche genau dasselbe, was deren Nachfolger seit dem Emporkommen der arabischen Kultur **Alchymie** nannten; es sind Scheltnamen, die den Bedürfnissen der Streittheologie entsprachen, die aber keinerlei zutreffende oder erschöpfende Charakteristik der also genannten Männer und Richtungen geben.

Wir haben früher an dieser Stelle (Monatshefte Bd. XIV, S. 223) ausgeführt, daß und aus welchen Gründen unter den Decknamen, die einst zur Bezeichnung der unterirdischen Kulträume (Tempel) üblich waren, auch der Name **Rosarium** (Haus der Rosen) neben den Namen „Latomium“, „Heroon“, „Domus aeterna“, „Archa“, „Porticus“ und „Loggia“ üblich war. Da der Name Rosarium seit der Zeit, wo seitens der Kirche

die unterirdischen Tempelhallen der Katakomben als Massengräber für Pestleichen benutzt wurden; die Bedeutung von Friedhof (Coemiterium) annahm, so ward der ursprüngliche Sinn des Wortes stark verdunkelt. Nachklänge der alten Bedeutung finden sich aber in den Schriften der mittelalterlichen Alchymisten. Eine bei ihrem Erscheinen in den Kreisen der sogenannten Häretiker viel gelesene Schrift war die des berühmten Alchymisten Arnold von Villanova († 1311), die dieser unter dem Titel *Rosarium Philosophorum*, d. h. Tempelhalle der Philosophen, veröffentlicht hat. Man weiß, daß mehrere Schriften dieses berühmten Arztes nach seinem Tode auf den Scheiterhaufen gebracht worden sind, weil sie der „Häresie“ verdächtig waren.

Wie sehr der eigenartige Sprachgebrauch der Logen des 17. Jahrhunderts den Außenstehenden auffiel, beweist ein Brief des bekannten Rechtshistorikers Hermann Conring vom Jahre 1663 (Kvačala, Briefwechsel des Comenius, II, 141), worin letzterer sich über diese symbolische Ausdrucksweise des Comenius lustig macht. „*Templum Sophiae aedificaturum se dixit (Comenius); aperturum portas, atria, sanctuarium, adyta; positurum columnas, altare, candelabra; additurum ideas, suffitus, holocausta, intellegentias, Cherubinos — aliasque ridiculas metaphoras*“ etc. Diese Bildersprache und ihr Sinn waren dem Conring völlig unbekannt und erschienen ihm lächerlich. Wer aber die Geschichte der Großlogensysteme des 17. Jahrhunderts kennt, der weiß, weshalb Comenius vom „Tempel der Weisheit“, an dem er bauen wollte, von den Säulen, dem Altar, den Cherubim u. s. w. sprach.

Friedrich der Grosse und die akademischen Logen zu Jena im siebenjährigen Krieg. Um das Jahr 1760 bestanden zu Jena mehrere Logen des „Bundes der Freundschaft“. Die angesehenste dieser Logen war unter dem Deckmantel der sog. Mosellaner tätig. Über deren Stellungnahme berichtet Fr. Chr. Laukhard, „Der Mosellaner- oder Amizisten-Orden“ u. s. w. Halle 1799, S. 45, folgendes: Es seien, sagt Laukhard, unter den Studenten heftige Kämpfe infolge der Parteinahme der Studierenden für und gegen Friedrich den Großen ausgebrochen; es kam zu Duellen, Prügeleien und einem „förmlichen Krieg“, den die Behörden schlichten mußten. Eine Anzahl Studenten warfen sich „zu Apologeten für die deutsche Reichsverfassung und gegen die preußisch Gesinnten“ auf. Dagegen konnte man nach Laukhard alle Tage in den Kneipen und auf den Straßen brüllen hören:

Vivat bonus,
Vivat magnus,
Vivat Fridericus rex!

Die Hauptverteidiger des Königs von Preußen, so fährt Laukhard fort, waren die Mosellaner, welche bei ihren Zusammenkünften es sich in die Hände schwuren, sollte der König Fritz noch ferner unglücklich sein und seine Feinde nicht durch die Lappen jagen, den Säbel zu ergreifen, Husaren zu werden und ganz Deutschland bis an die Mosel für den König Fritz gewinnen zu helfen. — Ganz natürlich, daß gegen diese Preußenfreunde alsbald in Jena wie anderwärts heftige Verfolgungen wegen „geheimer Verbindungen“ ausbrachen.

Eben in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, wo die entschiedene Stellungnahme der akademischen Orden in Jena für Preußen und seinen König, die mit Angriffen auf die Reichsfürsten, die seine Gegner waren, Hand in Hand gingen, erfolgte, entschlossen sich die Reichsfürsten, welche die Erhalter der Universität Jena waren, diese Orden mit aller Strenge zu unterdrücken. Am 20. Mai 1765 erfolgte das erste bezügliche, äußerst strenge Edikt, das sich wider die „Landmannschaften und Orden“ richtete. Darauf folgte unter dem 23. Februar 1767 ein weiteres Patent, in dem es u. a. hieß: „Von Gottes Gnaden Wir u. s. w. fügen hierdurch zu wissen, wasmaßen auf Unserer gesammten Universität Jena unterschiedene Verbindungen unter dem Namen der Esperance-, Harmonie-, Concordien- oder Kreuz-, Fassbinder-, Lilien-Orden oder wie sie sonst genennet oder erdacht werden, welche von anderen Akademien nach Jena gebracht und zum Theil nach deren Beispiel errichtet worden, dergestalt erwachsen sind, daß in dieselben eine nicht geringe Anzahl der daselbst Studirenden geflochten worden“. Da nun diese Ordensverbindungen „nicht selten Gelegenheit zum Zeitverderb, zu unnötigen Ausgaben, zum Mißbrauch des Namens Gottes bei Ablegung des Ordens-Eides, zu Vermehrung der Mißbelligkeiten und Studentenhändel“ gegeben hätten, so hätten die Regierungen beschlossen, diese Ordensverbindungen „gänzlich aufzuheben und zu vernichten“.

Von den „Deutschen Gesellschaften“, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts an den deutschen Hochschulen unter Mitwirkung vieler Studirenden auftauchen, sagt Herder in den Humanitätsbriefen (V, 104): „Mehrere Universitäten nehmen jetzt eine freiere Tendenz an, Gesellschaften der Wissenschaft, pythagorische Schulen zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Meister der Diktaten, sondern zur Wissenschaft, zur Übung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden.“ — In anderen Schriften ist in gleichem Sinne von „Sokratischen Gesellschaften“, welche die „Lebenskunst“ ausbilden, die Rede. Was damit gemeint ist, weiß jeder, der den Sprachgebrauch der alten Kultgesellschaften und ihre Betonung des Pythagoras, Sokrates und Plato kennt.

Im Jahre 1905 ist als XXVI. Band der Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde ein wertvolles Werk von D. Eduard Simons, Professor der Theologie in Berlin, unter dem Titel: „Kölnische Konsistorialbeschlüsse. Presbyterial-Protokolle der heimlichen Kölnischen Gemeinde 1572—1596“ erschienen. Hier werden zum ersten Male die Akten der geheimen protestantischen Gemeinde zu Köln an den Tag gebracht; wir wissen aber, daß es solche „geheime Gemeinden“ in Deutschland wie in anderen Ländern viele Menschenalter hindurch auch an zahlreichen anderen Orten gegeben hat. Merkwürdig, daß die heutigen Kirchen auf diese „Geheimbünde“ nicht ebenso geringschätzig herabsehen, wie sie es bei allen anderen „geheimen Gesellschaften“ zu tun pflegen. Wir möchten an dieser Stelle wiederholt (s. MCG 1902, S. 123 f.) die Tatsache feststellen, daß bisher noch keine einzige Kirche gezögert hat, wenn sie sich Vorteile

davon versprach oder sich von übermächtigen Gegnern umgeben sah, eben diejenigen Kampfmittel anzuwenden, die sie bei feindlichen Richtungen als durchaus unerlaubte und gefährliche, ja, mit aller Ehrlichkeit streitende Mittel bezeichnet hat.

Im Jahr 1815 begegnet uns zu Frankfurt a. M. ein zweifellos auch früher und später noch vorhandener geselliger Verein (Klub) unter dem Namen „Zur Harmonie“. Es war dies eine geschlossene Gesellschaft, ein Kasino, dem jeder unbescholtene Mann unter bestimmten Bedingungen beitreten konnte. Als innerer Ring dieses Klubs „Zur Harmonie“ bestand aber noch eine andere Gesellschaft, die nicht von sich reden machte, nämlich eine „Gesellschaft“, die sich *L'Aurore naissante* nannte, die den Eingeweihten aber als Loge sehr wohl bekannt war. Alle Mitglieder der „Loge“ waren auch Mitglieder der „Harmonie“, aber nicht alle Mitglieder der „Harmonie“ waren Mitglieder der Loge. — Hier hatten sich die Verhältnisse des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bis in das 19. erhalten.

Über die „Redner-Gesellschaften“ der Niederlande ist im Laufe der Zeit eine größere Literatur entstanden, über die man eine Zusammenstellung bei Chr. Sepp, Bibliothek van Nederl. Kerkgeschiedenis Leiden 1886 S. 166 findet. Weniger bekannt und jedenfalls unbeachtet geblieben ist die Tatsache, daß die sog. deutschen Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts bei den Zeitgenossen auch deutsche Rednergesellschaften heißen (S. Schulz, Beschreibung der Stadt Leipzig 1784, 8. Jahrg. 2. Stück S. 252). Die *Societies of Tatlers* (*Tatler Societies*) in England entsprechen diesen „Redner-Gesellschaften“. In allen Fällen handelt es sich lediglich um Decknamen stiller kultischer Organisationen, die unter dieser weltlichen Tätigkeit eine Existenzmöglichkeit vor den Staatsgesetzen suchten.

Der Humanismus und dessen Träger, die Kultgesellschaften, sind es gewesen, die an die Stelle des mechanischen Begriffs vom Staate, wie er seit dem 17. Jahrhundert sich eingebürgert hatte, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sie zur Vorherrschaft im geistigen Leben gelangt waren, die organische Idee der Nation, der freien, selbständigen Volksgemeinschaft gesetzt haben. Man weiß ja, wie sehr dem Humanismus die Ausbildung der Volkspersönlichkeit, d. h. der Nation in ihrer Eigenart am Herzen liegt, und wieviel seine Vertreter dazu beigetragen haben, die Liebe zur Nation und zum Vaterlande zu wecken und zu pflegen. Aber diese Volkspersönlichkeit dachten sie sich ebenso wie die Einzelpersönlichkeit als eine freie, selbsttätige, die nicht bloß wie im alten Polizeistaat, der die Idee der Nation nicht kannte, zum Zahlen und zum Gehorchen da war. Sie sind stets Freunde der Selbsttätigkeit, Selbstverwaltung und Selbstregierung gewesen. Die Polizeigewalt wollten sie im Sinne W. von Humboldts, der ja auch sonst geistig zu ihnen gehörte, tunlichst auf die Sorge für den Rechtsschutz eingeschränkt wissen.

Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung.

Gestiftet am 10. Oktober 1892.

—wv—

Gesamtvorstand der C. G.

Vorsitzender:

Dr. Ludwig Keller, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz (Kreis Guben).

Mitglieder.

Pastor Bickerich, Lissa (Posen). Prof. W. Büttcher, Hagen (Westf.). Graf Stanislaus zu Dolna, Dr. phil. u. Hauptmann a. D. in Berlin. Stadtbibliothekar Dr. Fritz, Charlottenburg. Professor G. Hamdorf, Malchin. Herm. Heyfelder, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. Br. Professor Dr. Karl Hilty, Bern. Professor Dr. Hohlfeld, Dresden. W. J. Leendertz, Prediger, Amsterdam. Banquier Rud. Molenaar, Berlin. Professor Dr. Fr. Nippold, Jena. Seminar-Direktor Dr. Reber, Bamberg. Dr. Rein, Professor an der Universität Jena. Direktionsrat a. D. v. Schenckendorff, M. d. A., Görlitz. Geh. Hofrat Prof. Dr. B. Suphan, Weimar. Universitäts-Professor Dr. von Thudichum, Tübingen. Dr. A. Wernicke, Direktor der städt. Oberrealschule und Prof. der techn. Hochschule, Braunschweig. W. Wetekamp, Realgymn.-Direktor, Berlin-Schöneberg. Prof. Dr. Wolfstieg, Bibliothekar d. Abg.-H., Berlin. Prof. Dr. Wychgram, Direktor d. Augusta-Schule, Berlin. Dr. Jul. Zieher, Ober-Studiendirektor, Berlin-Wilmersdorf. Prof. D. Zimmer, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer R. Aron, Berlin. J. G. Bertrand, Rentner, Berlin-Südende. Dr. Wilh. Bode, Weimar. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Prof. H. Fechner, Berlin. Geh. Regierungs-Rat Gerhardt, Berlin. Geh. Regierungs-Rat Dr. Moritz Heyne, Professor an der Universität Göttingen. Oberlehrer Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Pastor D. Dr. Kirmas, Berlin. Chef-Redakteur v. Kupffer, Berlin. Dr. Loeschhorn, Samter (Posen). Professor Dr. Müller, Berlin-Karlshorst. Univ.-Professor Dr. Natorp, Marburg a. L. Stadtbibliothekar Dr. Nörrenberg, Düsseldorf. Rektor Rissmann, Berlin. Stadtbibliothekar Dr. Ruess, Augsburg. Geh. Hofrat Dr. E. v. Sallwürk, Oberschulrat i. Karlsruhe. Bibliothekar Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Archivrat Dr. Schuster, Charlottenburg. Slamenik, Bürgerschul-Direktor, Praelau. Dr. Hermann Türek, Jena. Verlagsbuchhändler Dr. Ernst Vollert, Berlin. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Schatzmeister: Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, St. Wolfgangstraße.

Geschäftsstelle für den Buchhandel:

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW.

Schriften der Comenius-Gesellschaft:

1. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Deutsche Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte.
2. Comenius-Blätter für Volkserziehung. Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die Stifter (Jahresbeitrag 10 Mk.) erhalten alle periodischen Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 Mk. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die Teilnehmer (6 Mk.) erhalten nur die wissenschaftliche Zeitschrift (Monatshefte der C. G.).
3. Die Abteilungs-Mitglieder (4 Mk.) erhalten nur die Comenius-Blätter.
Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C. G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Aufträge und Anfragen
sind zu richten
an die Weidmannsche Buchhandlung
Berlin SW., Zimmerstraße 94.

Anzeigen.

Aufnahmebedingungen:
Die gespaltene Nonpareillezeile oder
deren Raum 20 Pfg. Bei größeren
Aufträgen entsprechende Ermäßigung.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Paul Gauer.

Von deutscher Spracherziehung.

gr. 8. (VIII u. 272 S.) geb. 4,80 M.

Inhalt: Einleitung: Lesen und Schreiben. — I. Literaturgeschichte. — II. Lektüre. — III. Philosophische Propädeutik. — IV. Sprachgeschichte und Sprachrichtigkeit. — V. Stil. — VI. Interpunktion. — VII. Disponieren von Aufsätzen. — VIII. Thematata. — Schluß: Das Deutsche im Lehrplan. — Anmerkungen. — Verzeichnis der besprochenen oder erwähnten Aufsatzthematata.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Die Kunst des Übersetzens.

Ein Hilfsbuch

für den lateinischen und griechischen Unterricht.

Dritte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

=== Mit einem Exkurs über das Präparieren. ===

gr. 8. (XI u. 166 S.) 1903. geb. 3,60 M.

Inhalt: Einleitendes. — I. Schlichtheit und gewählter Ausdruck. — II. Grundbedeutung. — III. Sinnliche Vorstellung und Begriff. — IV. Synonyma. — V. Partikeln. — VI. Uebersetzen oder Erklären? — VII. Wortstellung. — VIII. Verschiebung des Gewichtes. — IX. Satzbau. Anmerkungen.

Grammatica militans.

Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen
und griechischen Unterrichts.

Zweite, vielfach verbesserte und zum Teil umgearbeitete Auflage.

gr. 8. (IV u. 186 S.) 1903. geb. 3,60 M.

Inhalt: Einleitung: Zweck und Mittel. — I. Grammatische Terminologie. — II. Induktion und Deduktion. — III. Analyse und Synthese. — IV. Psychologie und Logik. — V. Historische Grammatik. — VI. Zur Kasuslehre. — VII. Tempora. — VIII. Modi. — IX. Hauptsatz und Nebensatz. — X. Bedingungssätze. — Schluß: Wissenschaft und Praxis. Anmerkungen. Index.

❧ Palaestra vitae. ❧

Eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichtes.

gr. 8. (VIII u. 156 S.) 1902. geb. 3,40 M.

Inhalt: Einleitung: Die Lebenskraft des Altertums. — I. Exakte Wissenschaft. — II. Zur Himmelskunde. — III. Geographisches. — IV. Wirtschaftsleben. — V. Staat und Politik. — VI. Geschichte. — VII. Die Geschichtschreiber. — VIII. Kunst. — IX. Lebensfragen. — Schluß: Ideal und Verwirklichung. — Anmerkungen. — Register.

Mit einer Beilage der Zeitung „Der Tag“ in Berlin.